

Zürcher Journalistenpreis 19

Klara Obermüller

Preis für das Gesamtwerk

Fabian Eberhard

Tödliche Lieferung

Händler in Libyen bieten

Schweizer Waffen an

Hier zeigen Salmans Krieger

ihre Schweizer Waffen

Reto Schneider

Die Strasse hat mir vergeben

Claudia Rey

Der Mann, der auf Klonen reitet

Kevin Brühlmann

Enthüllt

Der Zürcher Journalistenpreis

Es gibt nicht wenige Medienpreise in der Schweiz. Kaum einer aber hat eine so lange Tradition wie der Zürcher Journalistenpreis, den der Zürcher Presseverein (ZPV) ins Leben rief und 1981 erstmals verliehen hat. Trägerin ist heute die Stiftung Zürcher Journalistenpreis. Ihr Zweck ist es, über die Ausschreibung und Vergabe eines Preises einen Beitrag zur Förderung der journalistischen Qualität zu leisten. Die Prämierung von herausragenden Arbeiten soll Journalistinnen und Journalisten ermutigen, ihre unter immer anspruchsvolleren Bedingungen zu leistende Aufgabe inhaltlich wie auch stilistisch auf hohem Niveau zu meistern und journalistische Werke zu schaffen, die über den Tag hinaus in Erinnerung bleiben. Eine unabhängige, siebenköpfige Jury aus Journalisten und Publizisten begutachtet die eingereichten Arbeiten, die in Produkten von Medienunternehmen in der Deutschschweiz erschienen sind. Die Auswahl erfolgt in einem mehrstufigen Verfahren. Namhafte Spender und Sponsoren finanzieren die Preise.

Preisträger 2019

Klara Obermüller

Preis für das Gesamtwerk 8

Fabian Eberhard

IS-Terroristen töten mit Schweizer Handgranaten

Schweizer Handgranaten und Granatwerfer in Libyen

Saudis töten mit Schweizer Sturmgewehr 18

Reto Schneider

Die Strasse hat mir vergeben 24

Claudia Rey

Der Mann, der auf Klonen reitet 32

Kevin Brühlmann

Enthüllt 38

Der Staat greift ein

Grussadresse des Präsidenten



200 Arbeiten wurden für den diesjährigen Zürcher Journalistenpreis eingereicht. Der Preis ist bekannt und beliebt wie selten. Die Probleme der Branche scheinen an ihm spurlos vorbeizuziehen. Das mag daran liegen, dass der Stiftungsrat schon vor Jahren beschlossen hatte, die Fixierung auf Printtexte aufzugeben und auch Textbeiträge zuzulassen, die auf elektronischen Kanälen publiziert werden.

Hinter allem steht noch immer guter Journalismus. Doch dieser ist auch in der Schweiz zunehmend bedroht. Studien belegen zwar, dass vor allem Zeitungsjournalismus für die Demokratie enorm wichtig ist, etwa für die Information der Stimmbürgerinnen und Stimmbürger vor Wahlen und Abstimmungen. Dennoch wird diese Art von recherchierendem, informierendem und aufklärendem Journalismus immer weniger wahrgenommen und von einer heterogenen Informationsflut aus dem Internet ins Abseits gedrängt. Das alte Geschäftsmodell der Verleger bröckelt, die Folge sind das Einstellen oder Fusionieren von Zeitungen und eine zunehmende Konzentration auf wenige grosse Verlage.

Nun hat die Politik auf diese Entwicklung reagiert. Aufgeschreckt durch mehrere pressepolitische Hiobsbotschaften im vergangenen Jahr, haben zehn Parlamentarierinnen und Parlamentarier in Bern Vorstösse für eine Unterstützung der Presse deponiert. Im Wesentlichen unterteilen sich diese in die Forderung nach einer indirekten Presseförderung über die Subventionierung der Zeitungszustellung und in Bemühungen, den heutigen Radio- und Fernsehartikel in der Bundesverfassung zu einem Medienartikel umzubauen, der sogar eine direkte Presseförderung zuliesse.

«Jetzt muss etwas passieren», heisst es in den Wandelhallen.

Staatlich unterstützte Medien waren jahrzehntelang in der Schweiz ein Tabu. Jetzt setzt sich aber allmählich die Einsicht durch, dass die demokratierrelevante Funktion, welche die Presse ausübt, wohl nur noch auf diese Weise aufrechterhalten werden kann. Zusammen mit privaten Förderprogrammen, wie sie Stiftungen oder Mäzene betreiben, sollte damit auf absehbare Zeit hinaus eine qualitativ hochstehende journalistische Grundversorgung der Schweiz gewährleistet sein. Und damit bleibt es auch weiterhin spannend für den Zürcher Journalistenpreis...

Andrea Masüger

Präsident Stiftung Zürcher Journalistenpreis

Stiftungsrat

.....
Andrea Masüger (Präsident)

CEO Somedia

.....
Kaspar Loeb

Kommunikationsberater

.....
Riccarda Mecklenburg

Dozentin und Publizistin

.....
Rainer Stadler

NZZ

Geschäftsführung

.....
Yeliz Açiksöz Demirkol

Jury

.....
Hannes Britschgi (Präsident)

Ringier

.....
Susan Boos

WOZ Die Wochenzeitung

.....
Hansi Voigt

Journalist

.....
Lisa Feldmann

Autorin

.....
Alain Zucker

NZZ am Sonntag

.....
Nina Jecker

Basler Zeitung

.....
Stefan von Bergen

Berner Zeitung

Die Jury

Hannes Britschgi

(Präsident)



Hannes Britschgi, 1955, aus Obwalden, studierte an der juristischen Fakultät Bern und machte 1984 das Berner Anwaltspatent. Seit über 30 ist er Journalist. Zuerst beim Schweizer Fernsehen: «Karussell»,

«Max», «Kassensturz», «Rundschau». Für seine «Rundschau»-Interviews erhielt er den «Telepreis 1997». 2001 wechselte er als Chefredaktor zum Schweizer Nachrichtenmagazin «FACTS». 2005 übernahm er die Programmleitung von «Ringier TV». 2008 wurde er «SonntagsBlick»-Chefredaktor. Seit 2011 leitet er die Ringier Journalistenschule.

Susan Boos



Susan Boos ist 1963 in Zürich geboren und danach in St. Gallen aufgewachsen. Nach der Ausbildung zur Primarlehrerin im Seminar Rorschach stieg sie 1984 bei der «Ostschweizer AZ» in den

Journalismus ein und studierte gleichzeitig an der Universität Zürich Ethnologie, Politologie und Publizistik.

1989 wurde sie Redaktorin der «Ostschweizer AZ» und wechselte 1991 als Redaktorin zur «WOZ Die Wochenzeitung»; von 2005 bis Ende 2017 war Boos in der Redaktionsleitung. Sie hat verschiedene Bücher publiziert, darunter «Fukushima lässt grüssen. Die Folgen eines Super-GAU», das im März 2011 im Rotpunktverlag erschienen ist.

Hansi Voigt



Hansi Voigt (49) war von Oktober 2007 bis Dezember 2012 Chefredaktor von 20 Minuten Online. In dieser Zeit entwickelte sich das Online-Angebot der Gratiszeitung zum grössten Newsportal

der Schweiz. Vorher war er beim «Beobachter» tätig und davor lange Jahre, unter anderem als Blattmacher, bei der Wirtschaftszeitung «Cash».

2006 wurde Voigt gemeinsam mit Ursula Gabathuler für einen Artikel im «Beobachter» zum Thema Armut mit dem Zürcher Journalistenpreis ausgezeichnet. Im Jahr 2012 wurde er vom Fachmagazin «Schweizer Journalist» zum «Chefredaktor des Jahres» gewählt.

Voigt hat seit seinem Weggang von 20 Minuten Online verschiedene Beratermandate in der Schweiz und in Deutschland angenommen und sieht im digitalen Wandel vor allem viele Chancen für Journalisten und den Journalismus. Er hat 2013 das Newsportal Watson gegründet und gemeinsam mit Peter Wanner, dem Verleger der AZ Medien, lanciert. Nach der dreijährigen Aufbauphase hat er die Geschäftsführung an Michael Wanner übergeben. Er ist nun als Berater tätig.

Lisa Feldmann



Lisa Feldmann, geboren 1958 in Plettenberg, hat nach ihrem Studium der Germanistik und Anglistik (Magister) eine journalistische Laufbahn eingeschlagen, die beim «Stern» begann und

rasch Richtung Lifestyle, Mode und Frauenthemen weiterführte. Sie war in der Chefredaktion von «Elle», danach Chefredaktorin der «Cosmopolitan». Anschliessend leitete sie die Special-Redaktion des Magazins der «Süddeutschen Zeitung».

Seit 2002 lebt Lisa Feldmann in der Schweiz und ist inzwischen auch Schweizerin. Ihre journalistischen Stationen hier: Mode-Berichterstattung im Lifestyle-Bund der «Sonntagszeitung», Chefredaktorin der «Anabelle» (2004–2013). Im Sommer 2013 ging sie als Chefredaktorin zu Interview. Seit Sommer 2015 brachte sie die deutsche Ausgabe der französischen Zeitschrift «L'Officiel» an den Start, die sie als Gründungs-Chefredaktorin für zwei Jahre leitete. Seit Sommer 2017 arbeitet sie an verschiedenen Projekten in der Schweiz – konzipierend, beratend – aber auch als Autorin: für die NZZ, die ZEIT und den Suhrkamp Verlag.

Alain Zucker



1967 in Zürich geboren. Studium der Geschichte und Volkswirtschaft an der Universität Zürich und der Washington University in St. Louis, USA. Absolvent des Journalismus-Diplomkurses am Medienausbildungszentrum in Luzern. 1996 Einstieg bei der

«Weltwoche», erst als Wirtschaftsredaktor, Leiter der Reporter und schliesslich als Leiter der Wirtschaftsredaktion. 2003 der Wechsel zu Das Magazin und «Bilanz» als Autor. Ab Anfang 2005 USA-Korrespondent der «Weltwoche» und mehrerer Zeitschriften aus dem ganzen deutschsprachigen Raum. Sommer 2008 Rückkehr in die Schweiz zum «Tages-Anzeiger» als Leiter Hintergrund und Nachrichtenchef, ab 2013 als Mitglied der Chefredaktion. Heute ist Alain Zucker Blattmacher und stellvertretender Chefredaktor der «NZZ am Sonntag».

Die Jury

Nina Jecker



Nina Jecker, geboren 1981 in Basel, arbeitet als Redaktorin und Kolumnistin bei der «Basler Zeitung». Zum Journalismus kam sie während des Jurastudiums als freie Mitarbeiterin der «Neuen

Fricktaler Zeitung». Jecker fand grossen Gefallen am Schreiben und entschied sich nach dem Vorlizentiat, eine Auszeit vom Studium zu nehmen und 2006 ein journalistisches Praktikum bei «20 Minuten» in Bern zu absolvieren. Nach einem halben Jahr konnte Jecker als Redaktorin im Team bleiben, weitere drei Jahre später übernahm sie die Leitung der Berner Lokalredaktion von «20 Minuten». Es folgte 2012 ein Wechsel zur «Basler Zeitung», wo Jecker als stellvertretende Leiterin der Lokalredaktion tätig war. Ein Jahr später kam es erneut zum Wechsel zu «20 Minuten», um auf der neuen, konvergenten Redaktion in Zürich als Reporterin im Einsatz zu sein. Seit 2014 ist Jecker erneut in Basel für die «BaZ» tätig, zuerst als Ressortleiterin Lokales, seit der Geburt des ersten Sohnes 2016 als Redaktorin für Gesellschaftsthemen, Gerichtsprozesse und Lokales.

Stefan von Bergen



Stefan von Bergen, 1960 in Bern geboren, studierte deutsche Literatur und Geschichte an den Universitäten Bern und Wien, zudem erwarb er das Gymnasiallehrerdiplom. 1990 stieg er nach einer achtmonatigen

Weltreise in den Journalismus ein, erst als Lokalredaktor, dann als Kulturredaktor der «Berner Zeitung BZ». Ab 2001 baute er den Samstags-Hintergrundteil «Zeitpunkt» der BZ auf, den er leitete. 2002 gewann er den BZ-Preis für Lokaljournalismus (heute: Swiss Press Award.) für ein Porträt des Boxers Enrico Scacchia. Seit 2009 schreibt er auch regelmässig für die Schweiz-Seiten von «Die Zeit». 2011 gewann er den Tamedia-Förderpreis für eine Beitragsreihe im BZ-«Zeitpunkt» über die Lage des Kantons Bern. Daraus erwuchs das Buch «Wie viel Bern braucht die Schweiz?» (Stämpfli-Verlag), das er 2012 als Co-Autor publizierte. Heute ist er bei der BZ Coach der Praktikanten und Volontäre sowie Hintergrundredaktor im Ressort Kanton Bern.

Der

Zürcher Journalistenpreis 2019

wird

Klara Obermüller

für das

Gesamtwerk

verliehen.

Zürich, 14. Mai 2019

Die Jury:



Hannes Britschgi



Hansi Voigt



Susan Boos



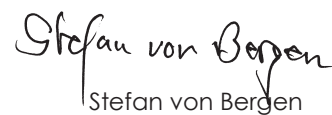
Lisa Feldmann



Alain Zucker



Nina Jecker



Stefan von Bergen

Preisträgerin



Klara Obermüller

Klara Obermüller, geboren 1940 in St. Gallen, aufgewachsen in Zürich, hat in Zürich, Hamburg und Paris deutsche und französische Literatur studiert und mit einer Arbeit über «Melancholie in der deutschen Lyrik des Barock» promoviert. Schon während des Studiums trat sie als Volontärin in die Redaktion der Kunst- und Kulturzeitschrift «Du», später der «NZZ» ein. Nach Studienabschluss wurde sie Mitglied der Feuilletonredaktion der «NZZ». Auf einen unfreiwilligen Abgang folgten einige Jahre freiberuflicher Tätigkeit, die neben journalistischen Arbeiten für in- und ausländische Zeitungen und Rundfunkanstalten auch Übersetzungen, Hörspiele und Jugendbücher umfasste. 1980 erfolgte der Eintritt in die Redaktion der «Weltwoche», wo sie 16 Jahre lang für literarische sowie kultur- und gesellschaftspolitische Fragen zuständig war. Von 1996 bis zu ihrer Pensionierung im Jahre 2002 moderierte sie am Schweizer Fernsehen die Sendung «Sternstunde Philosophie». Heute ist Klara Obermüller als freiberufliche Publizistin, Moderatorin und Referentin tätig. Ihre jüngste Publikation, «Spurensuche. Ein Lebensrückblick in zwölf Bildern», ist 2017 erschienen.

Laudatio

Laudatio für Klara Obermüller

von *Stefan von Bergen*

Ich gebe zu, meine Damen und Herren: Zum ersten Mal begegnet bin Klara Obermüller vor einem Monat. Beim Vorgespräch für diese Laudatio. Warum ich hier dennoch über sie rede? Weil sie mich, ohne dass sie das weiss, in meinem Leben begleitet hat. Als ich ein junger Gymnasiast war, hat sie mir als NZZ-Literaturredaktorin aufregende Bücher empfohlen. Später überzeugte sie mich als Weltwoche-Autorin, dass die Turbulenzen in der katholischen Kirche auch einen mässig gläubigen Protestanten wie mich angehen. Dann brachte Sie mich dazu, zur Justierung des ethischen Kompasses am Sonntag Morgen für die Sternstunde Philosophie den Fernseher einzuschalten. Und seit sie sich ohne jede Larmoyanz über das Altwerden äussert, nimmt sie mich gewissermassen an der Hand. Sie geht mir, dem 20 Jahre Jüngeren, voran.

Klara Obermüller begann ihre Laufbahn in einer grauen Vorzeit, als man Frauen auf den Redaktionen gerade mal über Mode schreiben liess. Bei der Kulturzeitschrift «Du» hat sich ihr Nebel der Orientierungslosigkeit nach dem Studium der Germanistik, Romanistik und Geschichte gelichtet. Sie realisierte: Journalistisch schreiben, das ist mein Ding. In der NZZ-Feuilleton-Redaktion kam sie früh oben an. Sie müssen wissen: Zu Redaktionen, insbesondere jener der NZZ, hat man damals noch aufgeblickt. Obermüller hatte plötzlich lauter Freunde in der Kulturszene – und verlor sie auch schnell wieder, als sie die NZZ verliess.

Es war ein schwerer Entscheid, dem ein Loyalitätskonflikt vorausgegangen war. Sie hatte einen Text ihres damaligen Ehemanns, des

Schriftstellers Walter Matthias Diggelmann in der NZZ publiziert. Ihr Chef befand: Mit Diggelmann sei sie zu sehr verbandelt. Das gehe nicht. Ohne es zu sagen, meinte der Chef auch: Diggelmann sei für die NZZ zu links. Das gehe erst recht nicht. Der Bruch sei hart gewesen, sagte sie mir. Aber mich beschleicht der Gedanke, dass es die Laufbahn, die wir hier auszeichnen, so nicht gegeben hätte, wenn sie damals bei der NZZ und im Literaturgärtchen geblieben wäre.

Sie schlug sich dann im freien Journalismus durch, der ja heute praktisch ausgestorben ist. Meist war sie knapp bei Kasse und schrieb auch für Frauenmagazine, die sie vorher ein wenig verachtet hatte. Sie erkannte: In Rezensionen immer nur zu schreiben, was andere geschrieben haben, das kann langweilig werden.

Bei der Weltwoche erschloss sie sich eigene Worte und neue Formen: Porträts, Reportagen. Die Affäre um den Churer Bischof Wolfgang Haas machte aus ihr, die aus der reformierten Kirche ausgetreten war, eine Katholizismuskennerin. Ihr Verhältnis zur katholischen Kirche, hat sie mir erklärt, sei journalistischer und nicht religiöser Natur. Für Kirchenmitglieder, die am Paternalismus des Vatikans verzweifelten, wurde sie zu einer liberalen Stimme der Hoffnung.

Mit der Kirche hat Klara Obermüller gesellschaftspolitische Fragen entdeckt. Die führten sie zu ihrer nächsten Station, dem Schweizer Fernsehen, wo sie sich für die Sternstunde Philosophie noch einmal neu erfinden musste. Als redende, moderierende Journalistin.

Über institutionelle Politik hat sie nicht geschrieben. Überliess sie die den Männern und blieb bei Feuilleton, Kirche, Gesellschaft? Mit typisierten Geschlechtergegensätzen könne sie wenig anfangen, hat sie mir gesagt. Vielleicht fehlte ihr, der bisweilen Schalkhaften, die Verbissenheit politischer Grabenkämpfe. Und sie hat früh begriffen, wie relevant Gesellschaftsfragen sind, auch wenn sie auf Redaktionen immer noch als Softthemen belächelt werden.

2002 kam das offizielle Karriereende mit der Pension. Es war ein Schock. Bang fragte sie sich: Wer bin ich ohne Job? Und sie beschloss: Blast mir in die Schule, solange ich alle fünf Sinne beieinander habe, bleibe ich Journalistin. Mit dem Alter nahm ihre Vitalität nicht ab,

Laudatio

Wenn die Stunde kommt

sondern eher zu. Altwerden und die damit verbundenen Fragen und Zweifel sind heute eines ihrer grossen Themen. Ich finde: Eines ihrer besten Themen.

Sie bekommt jetzt öfter zu hören: «Wie du das in deinem Alter noch alles schaffst». Sie hasse dieses «noch», sagt sie mir. Es erinnert sie an «geht's noch», an «gerade noch und bald nichts mehr». Sie fühle sich nicht so. Aber sie weiss: Wie man sich selber vorkommt und wie man von aussen gesehen wird, das klafft im Alter immer mehr auseinander.

In den letzten Jahren hat sie noch einmal ein neues Thema entdeckt: Sich selbst. Etwa in ihrem schonungslosen Lebensrückblick «Spuren-suche». Das Buch festigte ihren Ruf, aussergewöhnlich ehrlich und aufrichtig zu sein. Sie bildet sich wenig darauf ein. Man belüge sich selber genug, sagt sie. Es ist eine Ironie des Schicksals, dass sie, die Ehrliche, der Auslöser des Plagiatskandals um Karl-Theodor zu Guttenberg war. Mit der Entdeckung der langen Passage, die der forsche deutsche Verteidigungsminister ohne Quellenangabe bei Klara Obermüller abgekupfert hatte, begann dessen Niedergang.

Sie wehrt sich dagegen, in Wikipedia oder anderswo auf Einzelereignisse ihres Lebens wie den Sturz eines Verteidigungsministers reduziert zu werden. KO bleibt streitbar. Sie verstehen KO nicht, meine Damen und Herren? Es ist das Kürzel von Klara Obermüller. Vom ersten ihrer drei Ehemänner, die sie nicht nur durch Nachnamen prägten, hat sie Obermüller übernommen. Sie mag das Kürzel, aber es könnte nicht falscher sein. Sie ist das Gegenteil von KO. Auch mit 79 Jahren ist sie immer noch ungeduldig. Jetzt ist mir doch ein «noch» hereingerutscht, entschuldigen Sie, Frau Obermüller.

Ungeduld, könnte man sagen, ist eine Stärke von Klara Obermüller. Und der Zweifel. Etwa darüber, ob sie den Jungen heute noch zum Journalismus raten würde. Sie selber aber, versicherte sie mir, möchte keinen anderen Beruf ausgeübt haben.

Erschienen am 24. März 1982

Die Autorin begleitet eine Hausgeburt

Von *Klara Obermüller*

Das Taxi fährt durch die nächtlich stille Stadt. So fährt man, wenn man von einer späten Einladung oder einer weiten Reise zurückkehrt. Ich fahre zu einer Geburt. Seit Tagen habe ich gewartet. Seit Tagen weiss ich, dass ich, zum ersten Mal in meinem Leben, dabei sein darf, wenn ein Mensch geboren wird. Während ich durch die leeren Strassen fahre, wird mir bewusst, dass ich nicht weiss, was das ist: eine Geburt. Nicht wirklich weiss, wie es ist, ein Kind zur Welt zu bringen. Freundinnen die es erlebt haben, berichten davon. Das Bild bleibt seltsam verschwommen. «Mit Schmerzen sollst du Kinder gebären!» Wehen, Stunde um Stunde. Kann man sich das vorstellen? Ich kann es nicht. Eher kann ich mir die Freude vorstellen, wenn das Kind da ist, das Staunen, dass es gesund und normal ist, die bange Frage: Was wird einmal aus ihm werden? Die Frauen, die Kinder haben, erzählen lieber davon als von den Schmerzen der Geburt.

Es ist kurz vor Mitternacht, als ich die Wohnung im dritten Stock eines alten Mietshauses in Zürich-Wiedikon betrete: eine Wohngemeinschaft. Aus dem Zimmer rechts neben dem Eingang sind Stimmen zu hören. Die Tür ist bloss angelehnt. Ich stosse sie auf. «Du kannst kommen, es geht los», hatte vor etwas mehr als einer halben Stunde der angehende Vater am Telefon gesagt. Jetzt nehme ich im gedämpften Licht des Zimmers eine Gruppe von Menschen wahr, die um eine Gestalt am Boden kauern. Eine erhobene Hand heisst mich stehen bleiben. Ich lehne gegen den Türpfosten und schaue mich um: ein Raum, durch ein Regal in zwei Teile geteilt, den Wänden entlang niedrige Gestelle, mit indischen Tüchern bedeckt. Indische Tücher auch an den Wänden. Am Boden zwischen Regal und Fenster eine breite Matratze. Dort liegt Maja, die Mutter. Sie hat den Kopf im Kissen vergraben. Die Hebamme, Patrick, der Vater des Kindes, eine Freundin knien neben ihr am Boden. Es ist ganz still. Von Maja sehe ich nur Haare, den Rücken in einem alten, zerschlissenen Leibchen, Arme, die ein Kissen umklammern. Ein Augenblick noch, dann löst sich die Erstarrung. Ein Aufatmen geht durch die Gruppe am

Boden. Maja lässt sich auf den Rücken gleiten. Die Wehen sind für diesmal vorbei.

«Ich heisse Wally», sagt die Hebamme und gibt mir die Hand. Wir sagen uns du; für distanzierte Höflichkeit ist hier in dieser Nacht kein Platz. Maja lächelt zur Begrüssung. Ich bin nicht sicher, ob sie mich wirklich wahrnimmt. Ich bin Zaungast, Da, wo sie ist, ist man allein, beschäftigt mit dem ungeheuren Geschehen im eigenen Leib. Nur Patrick scheint Zugang zu haben. Er liegt neben Maja, streicht ihr das schweissnasse Haar aus der Stirn, gibt ihr ab und zu einen Schluck Tee zu trinken, streichelt sie, lässt sich streicheln. «Wie geht's dir?» fragt Maja ihn leise und fügt hinzu: «Ich freue mich.» Sie küssen sich. Ich sitze in meiner Ecke auf einem Stuhl und staune, dass ich da zugelassen bin.

Maja und Patrick, beide Anfang zwanzig, haben eingewilligt, dass ich bei der Geburt ihres ersten Kindes dabei bin. Bei Maja war's fast so etwas wie Sendungsbewusstsein. Andere Frauen sollen auch erfahren, was eine Hausgeburt ist. Sie sollen wissen, dass es möglich ist, sein Kind zu Hause zur Welt zu bringen, sollen Mut bekommen, es auch zu versuchen. Maja und Patrick haben eine Hebamme, die die Geburt leitet und Mutter und Kind im Wochenbett versorgt. Und sie haben, was unter Umständen nicht ganz einfach ist, einen Arzt gefunden, der sich bereit erklärt hat, mitzumachen. Er ist auf Pikett, wenn eine ärztliche Intervention nötig sein sollte. Er hat einen Klinikplatz reserviert für alle Fälle, und er kommt her, falls nach der Geburt ein Dammschnitt genäht werden muss.

Der Arzt Peter Frei, Mitglied der Praxisgruppe «Plaffenwatz» in Zürich, nennt seine Bedingungen für die Durchführung einer Hausgeburt: eine absolut komplikationslos verlaufende Schwangerschaft, normaler Stand des Kindes (bei Erstgeburten muss der Kopf im Verlauf des letzten Monats ins Becken eintreten), ein gutes Körperbewusstsein der Mutter und – er muss sie gut leiden können. Schliesslich gibt er sein Einverständnis nur, wenn eine erfahrene Hebamme da ist und er selbst keine Angst hat. «Angst setzt die Grenzen», sagt er. Ich meine, es sei gut, wenn auch ein Arzt auf seine Angst hört. Es geschieht im medizinischen Bereich viel – viel Unnötiges, Falsches – aus Angst, aus uneingestandener Angst.

Nachdem die Wehen abgeklungen sind, ist Maja eingeschlafen. Ruhig und entspannt

liegt sie da – wie ein Kind, das sich nach Fieberschüben gesund schläft. Es ist schwer zu sagen, wie lange diese Pausen zwischen den Wehen dauern. Das Gefühl für Zeit geht verloren in dieser Nacht. Ein anderes Gefühl stellt sich ein: Was hier geschieht, hat seine eigene Zeit, hat seinen eigenen Rhythmus, der nicht gestört werden darf. Als hielte einer schützend seine Hand über ihr, versinkt die junge Frau in den Schlaf. Sie braucht das, um sich zu erholen, sich zu wappnen für den nächsten Angriff. Wir sitzen dabei und passen uns an. Minutenlang sagt niemand ein Wort. Keiner bewegt sich. Wir wachen über Majas Schlaf. Wir hängen unseren eigenen Gedanken nach. Wir warten, Stunde um Stunde. Erst in grossen, später in immer kürzer werdenden Abständen unterbrechen Wehen das halb schläfrige, halb bange Warten. Sie kommen sehr plötzlich. Maja rührt sich im Schlaf. Sie wacht auf. Sie windet sich vor Schmerzen. Am Anfang ist es nur ein leises Stöhnen, dann ein Wimmern. Die Hebamme stützt Maja den Rücken; das tut ihr gut. Patrick hält ihre Hand. Maja versucht ruhig und regelmässig zu atmen. Auch das hilft. Wenn der Schmerz langsam abklingt, zittert Maja am ganzen Körper. Dunkle Schatten liegen auf ihrem Gesicht.

Sich ein Kind wünschen, denke ich, ist ein Spiel, verglichen mit dem, was hier in diesem Körper vor sich geht. Ob sie sich das überlegt hat, vorher? Jetzt ist keine Zeit für Fragen mehr; jetzt ist es zu spät. Was jetzt geschieht, ist blutiger Ernst. Maja selbst ist mittendrin. Sie kann nicht mehr sagen: Ich will das nicht. Ich halte das nicht aus. Es vollzieht sich in ihr nach einer unaufhaltsamen, uralten Gesetzmässigkeit. Dasitzen und zuschauen ist schwer. Nicht helfen können macht Angst. Ich verstehe Ärzte, die den technischen Apparat brauchen. Er gibt ihnen Sicherheit, auch da, wo diese Sicherheit nur noch eine Illusion ist. Maja und Patrick haben sich gegen diese Sicherheit entschieden. Woher nehmen sie ihr Vertrauen? An einer Geburt kann man sterben. Ich versuche den Gedanken nicht zu denken. Ich versuche, die Erinnerung nicht zuzulassen: die Erinnerung an eine andere Nacht, an andere lange, schweigende Stunden, da wir auch um ein Bett herum sassen und warteten. Damals warteten wir auf den Tod. Es dauerte auch sehr lange damals, und es stand auch damals kein technischer Apparat zur Verfügung, der Sicherheit und Hilfe



Maya und Patrick: Sie wollen anderen Mut machen, ebenfalls eine Hausgeburt zu versuchen

© Thomas Meier

vortäuschte wo es keine Sicherheit und keine Hilfe mehr gab.

Geburt und Tod, Kommen und Gehen – ich habe nicht gewusst, dass Anfang und Ende unseres Lebens so viel Ähnlichkeit miteinander haben. Das schwere Atmen, das den eigenen Atemrhythmus beherrscht, das Warten, die Ohnmacht, die Ahnung von Vorgängen und Dingen, die sich unserem Zugriff entziehen, die Erfahrung von Grenzen. Es ist gut. Ich bin Maja dankbar, dass sie mich das erleben lässt. Sie liegt mir zu Füßen und leidet: eine geschundene Kreatur, ein Mensch. Maja kann uns nichts mehr vormachen. Sie existiert nur noch im Wechsel von Schmerz und Schlaf. Gegen vier Uhr schreit sie zum ersten Mal: «Ich will nicht mehr!» Es nützt ihr nichts. Die Geburt geht weiter. Sie ruft nach Wally, nach Patrick. Sie klammert sich an ihre Freundin. «Ein unheimlicher Schmerz», sagt sie, «ich halt's nicht mehr aus.» Es nützt ihr nichts. Die Geburt geht weiter. Das Kind drängt aus ihrem Körper. Aber noch ist es nicht so weit. Die Wehen folgen sich jetzt in Abständen von etwa vier Minuten. Regelmässig kontrolliert die Hebamme mit einem kleinen hölzernen

Hörrohr die Herztöne des Kindes. «Geht's ihm gut?» hat Maja noch vor einer Weile gefragt. Jetzt fragt sie nicht mehr. Jetzt hat sie nur noch mit sich und ihrem Schmerz zu tun. Patrick liegt neben ihr auf der Matratze und lässt sie seine Nähe spüren. Worte taugen jetzt nichts mehr.

Um halb fünf Uhr ist es endlich so weit: Das Kind hat die Gebärmutter verlassen und steht unmittelbar vor dem Austritt. Wally und Patrick setzen Maja auf und lehnen sie gegen die Wand. Wenn die Wehen kommen, packen sie ihre Beine und ziehen sie nach oben. Maja muss tief Luft holen. Patrick drückt ihr den Kopf auf die Brust. Beim Ausatmen presst sie das Kind nach unten. Eine ungeheure Anstrengung, harte Knochenarbeit. Wenn Maja den Atem anhält und presst, pressen wir mit ihr, halten wir mit ihr den Atem an. Die Spannung ist jetzt schier unerträglich. Wenn Maja presst, kann man schon den Kopf des Kindes sehen. Noch einmal und noch einmal. Die Kräfte der Mutter lassen nach. «Musst du schneiden?» Die Hebamme nickt. Die nächste Wehe, Maja presst, scharfes Metall, ein Schnitt, Blut... Ich sehe etwas auf die Matratze gleiten, höre eine

Stimme sagen: «Ein Bub.» Leises Wimmern von der Matratze her. Da liegt es: das Kind. Die Hebamme hebt es auf und legt es der Mutter sanft auf den Bauch. Sie sieht es, greift nach ihm, schaut sich nach dem Vater um. Ich fange einen Blick von so tiefer, staunender Freude auf, wie ich es so noch nie gesehen habe. Glück, denke ich. Im gleichen Augenblick steigt ein Schluchzen in mir auf, gegen das ich mich nicht wehren kann. Ein Kind ist geboren, ein neuer Mensch. Ich sitze auf meinem Stuhl in der Ecke und weine.

Während die Hebamme alles zum Abnabeln und Baden bereitmacht, lässt sie das Kind bei der Mutter. Der Vater legt sich neben die beiden. Sie sind mit sich ganz allein. Was geschehen ist, zählt nicht mehr. Mir fällt ein Wort aus der Bibel ein. Zu Hause schaue ich nach. Es steht im Johannes-Evangelium: «Ein Weib, wenn sie gebiert, so hat sie Traurigkeit, denn ihre Stunde ist gekommen; wenn sie aber das Kinde geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst um der Freude willen, dass der Mensch zur Welt geboren ist.» Wann wurde das geschrieben? Vor bald 2000 Jahren, und nichts hat sich geändert.



© Thomas Meier

Schreibend der Welt standhalten

Erschienen am 11. April 1991

Ein Nachruf auf Max Frisch

Von Klara Obermüller

Am 4. April ist in Zürich Max Frisch gestorben. In sechs Wochen wäre er 80 geworden. Das Wissen um die tödliche Krankheit hat das Erschrecken ob der Todesnachricht nicht gemildert.

«Der einzige Vorfall, der keine Variante mehr zulässt, ist bekanntlich der Tod», hat Frisch schon 1967 in sein Tagebuch geschrieben. Die Einsicht, dass zufällig und beliebig ist, was die Klassiker noch als Peripetie deuteten, die Suche nach literarischen Formen, die diesem Wissen gerecht werden – nach einer «Dramaturgie des Unglaubens», wie er's nannte –, haben Frisch ein Leben lang beschäftigt. Manchmal will es gar scheinen, als habe ihn der Gedanke an die Zufälligkeit seiner Lebensgeschichte mehr irritiert als das Wissen um die Unausweichlichkeit des Todes. Seit Jahren schon hat er sich mit dem Prozess des Alterns, dem Verlust der Kreativität und der lebenslang gefürchteten Gefahr der Versteinerung auseinandergesetzt. Am Ende schien auch er ein «Befreiter», der, wie sein vor bald 10 Jahren verstorbener Freund Peter Noll, «zu wissen wagt, was er weiss, und uns ein gleiches zutraut».

Die Auseinandersetzung mit Max Frisch ist mit seinem Tod nicht zu Ende. «Wie soll man einem Toten danken?», hat er selbst gefragt, als er 1964 den Freund und Direktor des Zürcher Schauspielhauses, Kurt Hirschfeld, zu Grabe trug. Seine Antwort damals: «Man kann ihn bewachen, seinen Namen schützen auch vor der sanften Geschichtsfälschung durch Nachruhm, und mein erster Halt ist doch der Ton dieses Hauses... Es ist der Ton derer, die sich nicht berauschen dürfen, sondern wissen müssen, was wirklich los ist in der Welt.»

Die Worte bedürfen, auf Frisch angewandt, keiner Korrektur. Auch er wird zu schützen sein vor der Geschichtsfälschung durch Nachruhm und vor der unsanften Vereinnahmung durch diejenigen, denen er zu Lebzeiten ein Ärgernis war. Und dabei werden auch wir Halt suchen müssen in dem Ton, den er selbst angeschlagen hat: einem nüchternen, skeptischen, einem wissenden Ton, dem Ton jener «kombatanten Resignation», von der er schon 1958 bei der Verleihung des Büchner-Preises gespro-

chen und mit der er damals seinen Versuch umschrieben hatte, «Kunst zu machen, die nicht national und nicht international, sondern mehr ist, nämlich ein immer wieder zu leistender Bann gegen die Abstraktion, gegen die Ideologie und ihre tödlichen Fronten, die nicht bekämpft werden können mit dem Todesmut des Einzelnen; sie können nur zersetzt werden durch die Arbeit jedes Einzelnen an seinem Ort.»

Vielleicht ist es solche Haltung mehr als dieses oder jenes Werk, die Frisch zur unüberhörbaren Stimme im intellektuellen Diskurs unseres Landes und weit darüber hinaus gemacht hat. Das Erscheinen seiner grossen Romane liegt weit zurück. Seine Stücke werden auf deutschsprachigen Bühnen, von ein, zwei Ausnahmen abgesehen, kaum noch gespielt. Öffentliche Auftritte des Autors sind aus gesundheitlichen Gründen in den letzten Jahren rar geworden. Und auch Interviews hat er so gut wie keine mehr gegeben. Und doch war Max Frisch immer gegenwärtig: ein Zeitgenosse auch jenen, die nicht mehr mit «Stiller» und dem «Tagebuch mit Marion» gross geworden sind. Woran liegt's?

Ganz früh schon, im «Tagebuch 1946–1949», hat Frisch den Auftrag umschrieben, den er sich, damals noch als Stückeschreiber, selbst auferlegt hatte, und gesagt, er hielte ihn «für durchaus erfüllt, wenn es einem Stück gelänge, eine Frage dermassen zu stellen, dass die Zuschauer von dieser Stunde an ohne eine Antwort nicht mehr leben können – ohne ihre Antwort, ihre eigene, die sie nur mit dem Leben selbst geben können». Ein hoher Anspruch, aber einer, dem Frisch bis in die letzten Zeilen hinein zu genügen versucht hat.

Wenn man zurückblickt und sein Werk überschaut, wird man feststellen, dass tatsächlich er es war, der diesem Land die Fragen gestellt hat, die es brauchte: die Frage nach unserer Mittäterschaft und Mitschuld an den Verbrechen dieses Jahrhunderts, die Frage nach unserem Versagen gegenüber ausländischen Arbeitskräften und Flüchtlingen und zuletzt noch die Frage nach der Moral in einem Staat, der glaubte, jene bespitzeln zu müssen, die mit ihrem Leben Antwort auf diese Fragen suchten. An uns wird es nun sein, dafür zu sorgen, dass die Fragen, die er aufspürte «hinter dem breiten Rücken der Antwort» weiter gestellt und die Vorschläge, die er, getreu seinem frühen Vorbild Bert Brecht, zeitlebens gemacht hat, aufgenommen und

auch in Zukunft bedacht werden. Der langjährige Freund Hartmut von Hentig hat einmal gesagt, Frisch habe seinen Lesern «Wahrheitsarbeit verordnet». Auf das Wort angesprochen, hat Frisch korrigiert: «Nicht verordnet, nur dazu eingeladen.» Und hinzugefügt, er habe sein eigenes Schreiben stets als eine Art Selbsterforschung betrieben, versucht, schreibend sich selbst auf die Schliche zu kommen, und den Leser eingeladen, ein gleiches zu tun. Es könnte darin eine Erklärung für die universale Wirkung des Autors liegen und sicher ein Grund dafür, dass man sich ihm mehr als andern verbunden – besser noch: verpflichtet – fühlte.

Was immer von Frisch erschienen ist – von «Jürg Reinhart» und «Die Schwierigen» über die «Blätter aus dem Brotsack», die Stücke und Romane, das zweite «Tagebuch» und «Dienstbüchlein» bis hin zu den späten Aufsätzen und Reden, zu «Montauk» und «Der Mensch erscheint im Holozän» – vermittelte den Eindruck grosser geistiger Nähe und Verwandtschaft. Frischs Werke sind Wegmarken in unserer eigenen Biographie. Frisch selbst war weniger ein Vorbild als ein Gefährte, der uns begleitete und sich beim Denken über die Schultern schauen liess. Zuschauen liess, so sagte er einmal in einem Gespräch, wie er sich irrte, wie er Einsichten revidierte und auf bestimmte Urteile noch einmal zurückkam.

Seine Angst vor der Versteinerung und seine stete Sorge darum, wie man lebendig bleibe bis zuletzt, sind nicht umsonst gewesen. Frisch ist lebendig beliebt bis zuletzt, weil er ein Liebender blieb bis zuletzt und weil er bis zuletzt besessen war von einem «unstillbaren Verlangen nach Erkenntnis der Dinge, und zwar auch dann, wenn diese Erkenntnis (wer weiss) peinlich ist und unserem Privat-Interesse nicht dienlich». Er hat so den europäischen Intellektuellen definiert, der er selbst zeitlebens gewesen ist: an der Aufklärung geschult, die er für gescheitert erachtete, weil sie uns, statt uns mündig zu machen, auf das verpflichtet hat, was rentiert, und gleichwohl von der Utopie «einer brüderlichen Gesellschaft ohne Herrschaft von Menschen über Menschen» nicht lassend und nicht von jenem Traum «einer Seligkeit im Kierkegaardschen Sinne, indem uns das Allerschwerste gelänge, nämlich dass wir uns selbst wählen und dadurch in den Zustand der Freiheit kommen». Und er hat, allen vorschnellen Spöttern zum Trotz, hinzugefügt: «Eine Utopie

ist dadurch nicht entwertet, dass wir vor ihr nicht bestehen. Sie ist es, was uns im Scheitern noch Wert gibt.»

Max Frisch, heisst es, sei zu Lebzeiten schon ein Klassiker geworden. Aber «ein Klassiker inmitten unserer Gegenwart», wie ihn Marcel Reich-Ranicki einmal nannte. Und da ist Klassiker doch wohl nicht gemeint im Sinne jener unverbindlichen Entrücktheit und Zeitlosigkeit, die der Begriff gemeinhin evoziert, sondern vielmehr als eine hohe Form von Zeitgenossenschaft, die Gültigkeit erlangt, gerade weil sie sich der Zeit und ihren Geboten stellt. 1966, in seiner berühmten Antwort an Emil Staiger im sog. Zürcher Literaturstreit, hat

Frisch selbst gesagt, worum es ihm beim Schreiben in dieser Zeit und für diese Zeit zu tun war: darum nämlich, «eine Sprache zu erarbeiten, die wieder etwas besagt, die unseren Erfahrungen in dieser Epoche standzuhalten vermöchte, die unsere Skepsis nicht einfach beurlaubt, um poetisch sich geben zu können, und die Gläubigkeit nicht mit Wünschen verwechselt, die vor Realitäten nicht zu erröten braucht, die einzubeziehen wagt, was sie zu überwinden hofft: die Kloake und die lichtscheuen Räume».

Solche Zeitgenossenschaft wird verstanden, weit über alle Grenzen der Sprache, der Kultur und der eigenen Lebenszeit hinaus. «Schrei-

bend der Welt standzuhalten» – mit diesem Vorsatz ist Max Frisch in die Literatur eingetreten. Mehr, aber auch nicht weniger, hat er nie gewollt. Seine Leserschaft hat es ihm gedankt. Nun ist er tot. Der Stab ist übergeben. An wen?

Am Grab von Kurt Hirschfeld hat Frisch die Antwort, nach der wir suchen, vorweggenommen. «Eine Epoche ist zu Ende», sagte er da. «Eine neue ist zu bestehen. Was uns im Augenblick bleibt, ist ein Mass. Und das ist eine Art von Denkmal, das wir nicht umgehen können; es steht hier, wenn die Blumen verwelkt sind im Arbeitslicht.»



Begräbnis von Max Frisch, Kirche St. Peter in Zürich, 1991

© Federico Naef

Ein Mann gegen die Mafia

Erschienen am 8. Mai 2005

Besuch bei Leoluca Orlando, Bürgermeister und Kämpfer gegen das organisierte Verbrechen

Von Klara Obermüller

An der Brüstung des Balkons hängt eine zerschlissene Pace-Fahne. Vom Haus selbst ist nicht viel zu sehen. Sichtblenden verstellen den Blick in den Garten. Rund um das Anwesen sind Überwachungskameras angebracht. Scheinwerfer tauchen die hohen Bäume in gespenstisches Licht. Nachdem das schmiedeiserne Tor sich lautlos geöffnet hat, weisen Sicherheitsbeamte den Weg ins Haus.

In dem historistischen Prachtbau an der Via Dante wohnt Leoluca Orlando, der ehemalige Bürgermeister von Palermo. Am 28. Juli 1985 war er zum ersten Mal in dieses Amt gewählt worden. «Der 28. Juli 1985», so schreibt er in seinen Erinnerungen, «war der letzte Tag, den ich als freier Mann verbrachte. An diesem Tag schlenderte ich das letzte Mal nach eigener Lust und Laune durch die Strassen, ging zum letzten Mal an den Zeitungsstand, um mir eine Zeitung zu kaufen. Es war der letzte Tag, an dem ich spontan in eine Bar ging, um mir eine Tasse Espresso zu gönnen, und selbst ein Auto lenkte.» Seither ist sein Fahrzeug gepanzert, und Sicherheitsleute inspizieren jeden Raum, bevor er selbst ihn betritt. Leoluca Orlando hat eine Frau und zwei Töchter. Die Mafia war noch nie dafür bekannt, dass sie die Familien ihrer Feinde schonte. «Man darf nicht zulassen, dass die Angst den Sieg über die Menschen davonträgt», sagt Orlando 20 Jahre später.

Seit zu Beginn des Jahres 1993 mit Totò Riina der Kopf der Mafia von Corleone verhaftet worden ist, hat sich der Schutzring um Orlando und seine Familie ein wenig gelockert. Das grosse Morden, dem Giovanni Falcone, Paolo Borsellino und viele andere zum Opfer gefallen sind, hat aufgehört. Gleichwohl ist noch immer Vorsicht am Platz. Denn verschwunden ist die Mafia noch lange nicht. Sie hat nur die Methode geändert. Statt auf offener Strasse zu töten, sucht sie jetzt die diskrete Zusammenarbeit mit Politik und Wirtschaft, um ungestört ihren kriminellen Geschäften nachgehen zu können. Und Mafia-Boss Bernardo Provenzano ist noch immer auf freiem Fuss – seit 42 Jahren untergetaucht, irgendwo zwischen Palermo und Corleone. Am Tag unserer

Ankunft berichten die Zeitungen, dass ein seiner Verstecke entdeckt wurde: ein unterirdisches Verlies mit Fluchttunnel und allem Komfort, errichtet unter einer der angesehensten Privatkliniken Palermos, in der der Verbrecher sich offensichtlich behandeln liess.

Die Mafia ist keine finstere Gegenwelt, die sich klar erkennen und bekämpfen lässt. Die Mafia ist mittendrin in der Gesellschaft. Sie wirkt von innen und profitiert von jenem Gesetz des Schweigens, das bedeutet, dass alle alles wissen und niemand offen darüber spricht. «Wenn ich umgebracht werde», sagte Leoluca Orlando in der Zeit höchster Bedrohung, «werden die Attentäter Mafiosi sein, aber die Befehle werden die Politiker gegeben haben.» 1991 ist er aus der «Democrazia Cristiana» ausgetreten, weil er deren mafioser Führung nicht mehr traute.

Wie genau das System funktioniert, erzählt er am Beispiel des Priesters Pino Puglisi. Dieser war ermordet worden, weil er Strassenkinder betreut und sie damit dem Zugriff der Mafia entzogen hatte. Sein Nachfolger Mario Galesano ist heute der persönliche Berater von Totò Cuffaro, der als Präsident der Region Sizilien freundschaftliche Beziehungen zu Don Puglisis Mördern unterhält. «In der Grauzone leben», nennt das Orlando. Den gleichen Vorwurf machte er auch dem Leiter des «Centro Borsellino», Don Giuseppe Bucaro, gegen den mittlerweile Untersuchungen wegen Korruption laufen.

Nie wissen, wem man trauen kann und wem nicht – das ist es, was den Kampf gegen die Mafia und das Leben in Sizilien so schwierig macht. In Orlando's Gesicht haben die aufreibenden Jahre des Widerstands und der Angst tiefe Spuren hinterlassen. Seit 1980, seit der Ermordung seines Freundes und politischen Weggefährten Piersanti Mattarella, steht er unermüdlich im Einsatz. Der ehemalige Präsident der Region Sizilien war ermordet worden, weil er der Mafia die Stirn geboten und versucht hatte, die «Democrazia Cristiana» von innen heraus zu erneuern. Orlando wollte Matarellas Mördern zeigen, dass sie zwar Menschen umbringen konnten, nicht aber deren Ideen.

Noch im gleichen Jahr kandidierte er für den Stadtrat, und als er schliesslich Bürgermeister wurde, fing er systematisch an, die Verbindungen der Mafia zu Politik, Wirtschaft und Kirche offen zu legen und der Bevölkerung

zu zeigen, dass ein Leben jenseits von Erpressung, Bestechung und Meuchelmord möglich ist. Er sanierte Stadtteile und renovierte Kirchen. Er liess Grünflächen anlegen und Schulen errichten, wo es bisher keine Schulen gegeben hatte. Er gab der Bevölkerung von Palermo ihre Stadt zurück und setzte einen Prozess in Gang, der dafür sorgte, dass auf geltendes Recht wieder Verlass war. Sichtbarstes Symbol dieser als «Frühling von Palermo» bezeichneten Zeit ist das «Teatro Massimo», das über Jahre dem Verfall preisgegeben war. Am 12. Mai 1997 wurde es mit einem Konzert der Berliner Philharmoniker unter Claudio Abbado neu eröffnet. Unter seinem klassizistischen Giebel sind die Worte eingemeisselt: «L'arte rinnova i populi e ne rivela la vita.» Der Satz könnte auch Orlando's eigener Wahlspruch sein.

Das alles sind Erfolge. Dafür lieben die Palermitaner ihren «Sindaco» bis heute und stellen sich schützend hinter ihn, wenn ihm Gefahr droht. Dass sie noch lange nicht gebannt ist, wissen sie so gut wie er. Die Zustände in Sizilien seien weit davon entfernt, perfekt zu sein, sagt Leoluca Orlando im Gespräch. Doch um Perfektion gehe es nicht, sagt er, sondern darum, die Widersprüche auszuhalten. Nirgendwo auf der Welt ist der Friede, ist die Demokratie perfekt. «Legalität, die perfekt ist», sagt er, «führt zur Diktatur.» Wonach Orlando sich sehnt, ist Normalität: durch die Stadt bummeln, in der Bar an der Ecke einen Schwatz halten, mit seinem Enkel spielen und am Wochenende mit der Familie aufs Land fahren. Ob er dieses Leben lange aushalten würde, ist eine andere Frage.

Leoluca Orlando ist ein wandelnder Widerspruch: Er gehört der sizilianischen Oberschicht an und ist ein Mann des Volkes geworden. Die Familie seines Vaters stammt aus Prizzi, diejenige seiner Mutter, einer geborenen Cammarata, aus Corleone. Im einstigen Palast der Cammarata ist heute das Municipio von Corleone untergebracht. Die Güter der Familie liegen nur wenige Kilometer vom Stadtzentrum entfernt. Doch im Gegensatz zu Totò Riina, zu Luciano Liggio und Bernardo Provenzano ist Orlando kein Pate geworden, sondern ein Kämpfer gegen die Mafia und, wenn es nach ihr gegangen wäre, ein weiteres ihrer prominenten Opfer.

Inbegriff all dieser Widersprüche ist für Orlando der Elefant: uralt und doch lebendig,



Leoluca Orlando, Bürgermeister von Palermo, stellt sich am 9. Januar 2019 der ausländischen Presse in Rom.

© Photo by Tiziana FABI / AFP

dickhäutig und doch sensibel, ein schwergewichtiges Geschöpf mit differenziertem Verstand und einem langen Gedächtnis. Orlando sammelt Elefanten. Zu Hunderten drängen sie sich auf Tischen, Kommoden und Gesimsen und sind, auf Kissen gestickt und auf Bettwäsche gedruckt, überall in dem weitläufigen Haus präsent. Noch vor dem unerschrockenen Politiker und dem leidenschaftlichen Grossvater ist Orlando ein Sammler. Er hebt alles auf, was ihm in die Finger kommt – am liebsten Souvenirs, die mit seiner Person zu tun haben: Orlandos Konterfei auf Tassen und Schürzen, auf T-Shirts, Mützen und Streichholzschachteln und natürlich auf zahlreichen Fotos, die ihn mit Berühmtheiten wie Hillary Clinton oder dem Dalai Lama zeigen. Eitelkeit muss sein, auch wenn man sein Leben dem Kampf gegen das organisierte Verbrechen verschrieben hat. Orlandos Frau Milli steht still lächelnd daneben, während er wie ein Kind stolz seine Schätze vorzeigt und mit weit ausholender Gebärde auf die verblichene Schönheit des denkmalgeschützten Hauses verweist.

Es liegt ein Hauch von «Gattopardo» in den hohen Räumen mit den dunklen Seidentapeten. Doch Orlando mag Tommaso di Lampedusas Roman nicht. Er mag ihn ebenso wenig wie Mario Puzos «Paten». Beide sende-

ten falsche Botschaften aus, meint er. Der eine zeige eine Mafia mit menschlichem Antlitz, der andere verkläre längst überholte Herrschaftsstrukturen. «Mafia und Fatalismus», sagt Orlando, «die beiden Seiten der sizilianischen Tragödie.»

Ein Grossteil von Orlandos Arbeit dient dem Ziel, ein anderes Bild von Sizilien zu verbreiten. Oder, besser gesagt, die Gestaltung Siziliens nicht denen zu überlassen, die seine Werte pervertieren und es von innen heraus zerstören. Deswegen ist es ihm so wichtig, dass die Kirche sich von der Mafia distanziert, dass Sprache und Kultur sich auf ihre Eigenständigkeit besinnen und die Leute auf der Strasse aufhören, mafiose Verbindungen für die normalste Sache der Welt zu halten, wenn sie dem Geschäft dienlich sind. Deswegen hat er sich auch Corleone zurückerobert, das Herz der Mafia. Orlando ist ein Meister der grossen Gesten und symbolischen Handlungen. Er weiss, dass die Leute begreifen, was es heisst, wenn Leoluca Orlando die Güter seiner Familie wieder in Besitz nimmt und sich von niemandem daran hindern lässt, offen durch die Stadt seiner Vorfahren zu schlendern. Um mir dies vorzuführen, lädt er mich am Sonntag zu einem Besuch auf sein Landgut in der Nähe von Corleone ein.

Als wir vor dem Municipio von Corleone vorfahren, stehen die Carabinieri schon zum Empfang bereit. Passanten bleiben stehen, um mit Orlando ein paar Worte zu wechseln. Der Pfarrer eilt herbei, um ihn zu begrüßen und Mutmassungen über den Ausgang der bevorstehenden Papstwahl anzustellen. Nur die Franziskaner in ihrem Eremitorium hoch über der Stadt sind heute nicht zu Hause. Sie sind beliebt in der Region, denn ihr seelsorgerisches Bemühen gilt allen, den verhafteten Mafiosi und ihren Familien ebenso wie deren Mitläufern oder potentiellen Opfern.

Ähnlich wie Prizzi ist auch Corleone eine graue, verschachtelte und abweisende Stadt. Das Leben spielt sich im Innern der Häuser ab. Die Fenster aber haben Augen, die alles sehen und alles wissen. Hier auszubrechen, muss schwierig sein. Und doch hat es in den letzten Jahren immer wieder sog. «Penitenti», Reuige, gegeben, die den Gerichten geholfen haben, Hunderte von Mitgliedern der Organisation hinter Schloss und Riegel zu bringen. Nur ihrer Beschützer in den obersten Rängen der Politik konnte man bisher nicht habhaft werden. Giulio Andreotti zum Beispiel, der siebenmalige Premierminister Italiens, wurde freigesprochen, obwohl sich im Archiv der Fotografin Letizia Battaglia ein Bild von ihm und dem Mafioso Nino Salvo fand, den zu kennen er immer bestritten hatte. Letizia Battaglia wird seither von den italienischen Medien geschnitten. Leoluca Orlando aber hat bis heute nicht vergessen, wie sie als Abgeordnete der Grünen mit ihm im Stadtrat für die politische und kulturelle Erneuerung Palermos kämpfte und auf ihre Weise Stellung gegen das korrupte System bezog: mit Fotos, die die Brutalität des Mordens ebenso festhielten wie die versteinerte Trauer in den Gesichtern der Angehörigen oder die kalte Präsenz der Angeklagten in den verbarrikadierten Gerichtssälen der Stadt.

«To Leoluca Orlando and to the others who keep trying» lautet die Widmung in der amerikanischen Ausgabe ihres Fotobandes über Sizilien. Dass er es versucht hat und auch weiter versuchen wird, das kann Orlando niemand absprechen, auch wenn ihm Leonardo Sciascia einmal vorwarf, er nutze den Kampf gegen die Mafia zur eigenen Profilierung. Wie ein Opportunist sieht der Mann mit den leidenschaftlichen Gesten und der jähem Müdigkeit in den Augen allerdings nicht aus. Wie ein Sieger auch nicht. Orlando kämpft,

Ein krankes System

weil er nicht anders kann und weil eine zermürbte Bevölkerung es von ihm erwartet.

Seit etwas mehr als fünf Jahren ist er Präsident des «Istituto per il Rinascimento Siciliano», einer Stiftung, die sich der Erforschung und Prävention des organisierten Verbrechens verschrieben hat und versucht, Erfahrungen, die man in Sizilien gemacht hat, für Konfliktgebiete wie Nordirland, den Libanon oder den Kaukasus nutzbar zu machen. «So viele Jahre hat Sizilien die Krankheit exportiert – jetzt exportiert es die Mittel, um diese Krankheit zu behandeln», sagt Orlando und verweist stolz auf die zahlreichen Preise und Ehrungen, die ihm dafür in Europa und Amerika zuteil geworden sind.

Am 26. Juni dieses Jahres wird ihm der «Erich-Maria-Remarque-Friedenspreis» der Stadt Osnabrück verliehen. Auch das Ansehen im Ausland kann ein Schutz gegen die Mafia sein.

P.S. Fast auf den Tag genau ein Jahr nach meinem Besuch in Palermo wird Bernardo Provenzano verhaftet. Das Gehöft, in dem er all die Jahre angeblich unerkannt gehaust und von dem aus er die Geschicke seines Clans heimlich geleitet hatte, liegt in Sichtweite von Orlandos Landhaus, in dem wir jenen Aprilsonntag des Jahres 2005 verbracht hatten.

Erschienen am 21. Februar 2019

Ein Kommentar zum Umgang der katholischen Kirche mit den Missbrauchsfällen

Von *Klara Obermüller*

Jeder, der in der Schweiz oder anderswo ein katholisches Internat besucht hat, weiss Geschichten von übergriffigen Patres zu erzählen. Nicht erst heute, immer schon und früher mehr denn je. Es gehörte zum System und hatte nur selten Folgen. Alles wussten davon, die meisten schwiegen, und ganz oben wollte man davon nichts gewusst haben.

Damit ist jetzt Schluss. Niemand kann mehr behaupten, nichts zu wissen, die Äbte nicht, die Bischöfe und Kardinäle nicht und auch nicht der Papst. Dieser hat nun die Vorsitzenden der nationalen Bischofskonferenzen und Ordensoberen nach Rom zu einem Krisengipfel geladen. Derzeit wird getagt und beraten, was zu tun sei, damit die Übergriffe aufhören und das Vertuschen ein Ende hat. Der Ausgang ist offen. Mehr als Betroffenheit, Appelle und im äussersten Fall ein kollektives «Mea culpa» sind allerdings kaum zu erwarten. Und es ist mehr als fraglich, dass die hohen Herren den Wurzeln allen Übels auf den Grund gehen werden. Denn dann müssten sie zugeben, dass es sich bei dem vielhundertfachen sexuellen Missbrauch von Minderjährigen und Schutzbefohlenen, von Klosterschülern, Nonnen und Seminaristen nicht um Verfehlungen Einzelner handelt, sondern um einen Grundfehler des Systems: eines Systems, das keine Gewaltentrennung kennt und auf Machtmissbrauch und sexueller Unterdrückung beruht. Hier müssten Reformen ansetzen, wenn sie Sinn machen sollten. Es müsste ein für allemal Schluss sein mit internen Regelungen. Es müsste ein für allemal Schluss sein mit dem Zwang zu Enthaltbarkeit und der Unterdrückung der eigenen Sexualität. Das heisst: Sexueller Missbrauch gehört in jedem Fall vor ein weltliches Gericht. Und der Zwangszölibat für Priester und Ordensleute ist abzuschaffen.

Nur so könnte sichergestellt werden, dass den Opfern Gerechtigkeit widerfährt. Und nur so könnte das kranke und krankmachende System gesunden.

Es müsste ein für allemal Schluss sein mit internen Regelungen. Es müsste ein für allemal Schluss sein mit dem Zwang zu Enthaltbarkeit und der Unterdrückung der eigenen Sexualität.

Der

Zürcher Journalistenpreis 2019

wird

Fabian Eberhard

für seine Artikel

**IS-Terroristen töten mit Schweizer Handgranaten /
Schweizer Handgranaten und Granatwerfer in Libyen /
Saudis töten mit Schweizer Sturmgewehr**

erschienen im SonntagsBlick vom 2. September 2018,
9. September 2018 und 28. Oktober 2018

verliehen.

Zürich, 14. Mai 2019

Die Jury:



Hannes Britschgi



Hansi Voigt



Susan Boos



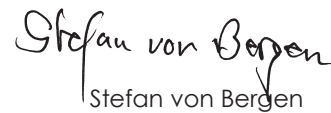
Lisa Feldmann



Alain Zucker



Nina Jecker



Stefan von Bergen

Preisträger



Fabian Eberhard

Fabian Eberhard, geboren 1983 in Schaffhausen, wohnt in Winterthur und arbeitet als Reporter beim «SonntagsBlick». Nach einem Studium der Geschichte absolvierte er 2011–2013 einen Stage bei der Sonntagszeitung und die Diplomausbildung Journalismus am MAZ in Luzern. Bei der Sonntagszeitung blieb er bis 2017 und wechselte dann zum SonntagsBlick. Eberhard publizierte im letzten Jahrzehnt querbeet vom Strassenmagazin «Surprise» bis zur «Welt am Sonntag», von «Zeit Online», dem «Tages-Anzeiger» oder dem «Landboten» bis zu «Men's Health». Daneben dozierte er u.a. an der Ringier Journalistenschule und am MAZ Luzern. Seine Recherchen in der rechtsextremen Szene brachten Eberhard immer wieder teils massive Drohungen ein. Weitere seiner Spezialgebiete sind: Waffen, die Türkei und Erdogans langer Arm in die Schweiz sowie Islamismus.

Laudatio

Laudatio für Fabian Eberhard

von Susan Boos

Worte sind die besten Waffen gegen Waffen. Fabian Eberhard hat das im «SonntagsBlick» bewiesen:

*«IS tötet mit Schweizer Handgranaten»
«Ruag-Granaten und Granatwerfer in Libyen»
«Saudis töten mit Schweizer Sturmgewehren»*

Drei Schlagzeilen, die alles erzählen. Diese Serie hat in den letzten Monaten unglaublich viel bewegt. Am Anfang standen die Chefs der Schweizer Rüstungsindustrie.

Sie tun immer so, als ob sie Stricknadeln oder Bügeleisen produzieren würden. Dinge, die man zum Töten missbrauchen kann, aber sicher nicht hergestellt werden, um zu töten.

Deshalb könnte man doch die Regeln für den Waffenexport lockern, fanden die Waffenbauer. Der Bundesrat fand das auch. Und das Parlament folgte ihm. Fortan sollte es erlaubt sein, Schweizer Waffen auch an Regierungen zu verkaufen, deren Soldaten im eigenen Land auf Menschen schiessen. In Bundesrats-Deutsch hiess das: Wenn «kein Grund zur Annahme besteht, dass das auszuführende Kriegsmaterial im internen bewaffneten Konflikt eingesetzt wird», darf geliefert werden. Aha. Logisch, dafür sind Schweizer Handgranaten ja da – nur zur Zierde.

Es war ein Bubentrickli des Bundesrats, aber niemand konnte die mörderische Absurdität beweisen. Bis Fabian Eberhard mit seiner dreiteiligen Serie kam. Nüchtern erzählt,

mit Bildern belegt: Schweizer Waffen werden in realen Kriegen eingesetzt – um zu töten.

Wenige Tage nachdem der erste Artikel von Eberhard erschienen war, wurde die «Korrektur-Initiative» vorgestellt, die die Exportregeln wieder verschärfen will. Die nötigen 100 000 Unterschriften waren in zwei Monaten gesammelt. Nur wenige Initiativen haben das vorher geschafft. Fabian Eberhards Texte haben viel dazu beigetragen.

Noch eine Bemerkung zur Recherche: Eberhard hatte Hilfe von Ares, dem australischen Waffenanalysezentrum.

Der «SonntagsBlick» hat Ares auch etwas bezahlt. Darf man das?

Ja, man darf. Man muss. Warum? Den ersten Text hatte Eberhard alleine recherchiert – aufgrund von Hinweisen von Informanten. Dann kontaktierte er Ares. Es steuerte weitere Informationen bei und so kamen Geschichte Nummer zwei und Geschichte Nummer drei zustande. Ares hatte die Bilder der saudischen Soldaten gefunden, die im Jemen kämpfen und stolz mit Schweizer Gewehren posieren. Nur Experten fischen aus der Flut von Social-Media-Bildern die richtigen Bilder raus. Ares-MitarbeiterInnen arbeiten wie JournalistInnen. Sie können sich ihre Unabhängigkeit nur leisten, wenn ihre Arbeit auch honoriert wird.

Eberhard hätte den Ares-Direktor als Mitautor nennen können. Doch der wollte das nicht. Es wäre nicht falsch, Ares hier mit auszuzeichnen. Das Analysezentrum hat beigetragen, ein Prunkstück von Recherchierjournalismus zu schaffen. Ein Prunkstück mit Wow-Effekt: Der Bundesrat krebst zurück, 100 000 Menschen unterschreiben eine Initiative und die Schweiz fühlt sich ein bisschen besser an.

Fabian Eberhard, das ist mit Ihr Verdienst! Herzlichen Dank und herzliche Gratulation!

Tödliche Lieferung

Ruag-Skandal:

Schweizer Handgranaten in den Händen von IS-Dschihadisten

Erschienen am 2. September 2018

Aktuelle Bilder aus Syrien zeigen: IS-Terroristen horten Schweizer Handgranaten. Trotzdem will der Bundesrat es erlauben, Waffen an Kriegsländer zu liefern.

Von Fabian Eberhard

Der Bundesrat will Artikel 5 Absatz 2 Buchstabe a der KMV ändern. Tönt harmlos, ist es aber nicht. Der Detail-Paragraf verbietet den Export von Rüstungsgütern in Staaten, die in einen internen, bewaffneten Konflikt verwickelt sind. Nun soll diese Exportschranke fallen. Das bedeutet: In Zukunft würde die Schweiz auch Waffen an Bürgerkriegsländer verkaufen.

Mitten in die Debatte über diese Verordnungsänderung plätzen nun brisante Fotos aus Syrien. Sie zeigen: Die Terrormiliz Islamischer Staat (IS) hortet Schweizer Handgranaten.

Die SonntagsBlick-Recherchen führen nach Nayrab, ein Dorf in der syrischen Provinz Idlib. Das Gebiet ist die letzte Hochburg der Anti-Assad-Rebellen, mehrheitlich kontrolliert von der Dschihadistenallianz Haiat Tahrir al-Scham (HTS). Deren Kämpfer liefern sich heftige Gefechte mit der Armee des syrischen Diktators und bekriegen gleichzeitig die Terroristen des IS.

Am 8. August griff die HTS in Nayrab eine IS-Schläferzelle an. Sie erschoss mehrere Islamisten und raubte ihnen ein Waffenarsenal. Auf ihrem eigenen Newskanal präsentierte die HTS Fotos der Beute. Selbst gebastelte Bomben, Gewehre, Sprengstoffgürtel. Und: Schweizer Handgranaten des Typs OHG92 und HG85. Die Granaten stammen aus der Waffenschmiede des bundeseigenen Rüstungsbetriebs Ruag und richten im Umkreis von mehreren Dutzend Metern grosse Zerstörung an.

Mehrere Waffenspezialisten bestätigen, dass es sich bei den Handgranaten um die besagten Schweizer Produkte handelt. Nic Jenzen-Jones, Direktor des renommierten australischen Waffenanalysezentrum Ares, sagt: «Sämtliche Merkmale der Handgranaten auf dem Foto stimmen mit denjenigen der Ruag-Produkte überein.» Auch Ruag-Sprecher Clemens Gähwiler muss eingestehen: «Aufgrund der Bilder gehen wir davon aus, dass die Handgranaten in der Schweiz bei Ruag hergestellt

wurden.» Gleichzeitig betont er: Die Ruag halte sich strikt an die Exportvorschriften der Schweiz. Und: «Waffen gehören nicht in die Hände von Terroristen.»

Wie also kamen die Granaten zum IS nach Syrien? Mit Sicherheit lässt sich das nicht sagen. Die Seriennummern sind auf den Fotos nicht erkennbar. Wahrscheinlich aber ist, dass die Munition Teil einer Lieferung war, die das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) im Jahr 2003 bewilligte. Damals verkaufte die Ruag 225'000 Handgranaten an die Armee der Vereinigten Arabischen Emirate.

Bereits 2012 tauchten Bilder auf, die die Schweizer Handgranaten in den Händen syrischer Rebellen zeigten: Sowohl bei Soldaten der Freien Syrischen Armee als auch an der Weste eines Al-Kaida-Kämpfers.

Abklärungen des Seco ergaben daraufhin, dass die Emirate einen Teil der Granaten verbottenweise nach Jordanien weitergaben und sie von dort aus ins syrische Kriegsgebiet gelangten. Ruag-Sprecher Gähwiler: «Es besteht der starke Verdacht, dass es sich bei den abgebildeten Handgranaten um Teile dieser Lieferung handelt.»

Nach Bekanntwerden des Granatenskandals verfügte der Bund einen kurzzeitigen Waffen-Exportstopp an die Emirate, setzte diesen allerdings schon bald wieder aus.

Heute liefert die Schweiz dem Wüstenreich wieder Rüstungsgüter, obwohl laut Seco Grund zur Annahme besteht, dass diese im

blutigen Jemen-Konflikt zum Einsatz kommen könnten. Im ersten Halbjahr 2018 verkauften Schweizer Waffenfirmen den Emiraten Munition für Fliegerabwehrsysteme der Armee sowie Hand- und Faustfeuerwaffen für Private im Wert von knapp zehn Millionen Franken.

Die aktuellen Bilder von Ruag-Handgranaten im Besitz von IS-Kämpfern feuern die Debatte um die Ausweitung der Schweizer Waffenexporte weiter an. Lewin Lempert von der Gruppe Schweiz ohne Armee (GSoA) sagt: «Das zeigt deutlich, dass Waffenlieferungen in Krisenregionen ein grosses Sicherheitsrisiko sind.» Er ist überzeugt: «Fälle, in denen Schweizer Waffen bei Terrorgruppen landen, werden in Zukunft noch häufiger vorkommen.»

Unterstützung erhalten die Militärkritiker der GSoA von bürgerlichen Politikern. CVP-Präsident Gerhard Pfister: «Es ist politisch unnötig, die Exportmöglichkeiten für Waffen weiter auszudehnen.» Und BDP-Chef Martin Landolt: «Die Handgranaten bei den IS-Terroristen sind ein Musterbeispiel dafür, wie unkontrollierbar Schweizer Waffenlieferungen an Konfliktländer sind.»

Die Befürworter der Bundesratspläne widersprechen. Die Lockerung sei wichtig für den Waffenwerkplatz Schweiz.

Ruag-Handgranaten in den Händen islamistischer Terroristen nehmen sie dabei offenbar in Kauf. Kollateralschäden.



Bei IS-Terroristen in Syrien gefunden: Schweizer Ruag-Granaten

z.V.g.

Händler in Libyen bieten Schweizer Waffen an

Waffenskandal weitet sich aus

Schweizer Handgranaten und Granatwerfer in Libyen

Erschienen am 9. September 2018

Im Bürgerkriegsland Libyen zirkulieren Ruag-Granaten und Schweizer Granatwerfer, online angeboten von Händlern aus Tripolis.

Von Fabian Eberhard

Schweizer Handgranaten in den Händen von Terroristen. Vor einer Woche machte Sonntags-Blick publik, dass der Islamische Staat (IS) Munition des bundeseigenen Rüstungskonzerns Ruag hortet.

Der Bundesrat will Waffenlieferungen auch an Bürgerkriegsländer erlauben. Der Bericht platzte mitten in die Debatte darüber.

Jetzt weitet sich der Rüstungskandal aus. Neue Recherchen zeigen: Schweizer Waffen zirkulieren auch in Libyen. Händler verkaufen sie dort über Schwarzmarkt-Plattformen im Internet.

Sonntags-Blick liegen Fotos der illegalen Transaktionen vor. Sie stammen aus einem unveröffentlichten Bericht des renommierten australischen Waffenanalysezentrams Ares, das auch mit dem Bund zusammenarbeitet. Dessen Forscher infiltrierten geheime Facebook-Gruppen libyscher Waffenhändler und dokumentierten mehrere Tausend Rüstungsgeschäfte. Inzwischen sind die Gruppen gesperrt.

Im März 2016 bot ein libyscher Waffenhändler namens Mahmud in einer solchen Facebook-Gruppe Ruag-Granaten des Typs OHG92 zum Kauf an. Ein Interessent bot 160 libysche Dollar pro Stück – rund 100 Schweizer Franken. Kaufangebote kamen unter anderem von libyschen Facebook-Usern mit direkten Verbindungen zu bewaffneten Milizen.

Die Schweizer Handgranaten waren nur eines von vielen Angeboten, die der Mann aus Tripolis online stellte. Ares-Direktor Nic Jenzen-Jones vermutet, dass der Händler Verbindungen zu Kämpfern im Land hatte: «Informanten in Libyen berichteten uns, dass die Schweizer Granaten nicht nur online, sondern auch auf Waffenmärkten in den Strassen verkauft wurden.»

Ebenfalls im März 2016 dokumentierten die Spezialisten von Ares ein weiteres Angebot: einen Granatwerfer GL06, der hochexplosive Munition abfeuern kann. Beim Modell



Schweizer Ruag-Granaten zum Kauf angeboten z.V.g.

handelt es sich um ein Originalprodukt der Thuner Firma Brügger & Thomet AG oder um eine lizenzierte Kopie. Als Verkäufer agierte ein gewisser Muhamad aus Tripolis. Seit dem Sturz des libyschen Diktators Muammar al-Gaddafi 2011 boomt der Waffenhandel im Land, auf den Strassen herrscht Chaos. Rivalisierende Gruppen, darunter auch IS- und Al-Kaida-Kämpfer, liefern einander heftige Gefechte.

Wie die Schweizer Waffen in die Bürgerkriegsgebiete kamen, ist ungewiss. Kriegsmaterialexporte nach Libyen sind seit Jahrzehnten verboten. Klar ist: Die Handgranaten stammen aus der gleichen Lieferung wie diejenigen, mit denen IS-Terroristen in Syrien töteten. Das zeigen die Seriennummern auf den Fotos.

Die Ruag verkaufte die Granaten 2003 an die Armee der Vereinigten Arabischen Emirate. Der Wüstenstaat gab einen Teil der Lieferung verbotenerweise nach Jordanien weiter. Von dort gelangten sie nach Syrien – und auf Umwegen offenbar auch nach Libyen.

Möglich ist, dass libysche Milizen die Granaten direkt bei syrischen Terroristen gekauft haben. Weitere Fotos beweisen: Auch auf syrischen Schwarzmärkten wurde die Schweizer Munition gehandelt.

Der Rüstungskonzern Ruag gibt sich wortkarg. Sprecher Clemens Gähwiler räumt aber ein: «Die Fotos lassen den Schluss zu, dass es sich um eine Handgranate der Ruag handelt, die aus der Lieferung an die Vereinigten Arabischen Emirate stammt.» Wie schon letzte Woche betont Gähwiler: «Waffen gehören nicht in die Hände von Terroristen.» Und: Man halte sich streng an die Exportvorschriften der Schweiz. Die Thuner Waffenschmiede Brügger & Thomet AG bestätigt, dass es sich bei dem Granatwerfer um eines ihrer Produkte handelt oder um eine lizenzierte Kopie. Wie das Kriegsgerät nach Libyen gelangte, kann sich der Inhaber nicht erklären.

Die Sprecherin des Staatssekretariates für Wirtschaft (Seco), Antje Baertschi, versucht die Kritik einzudämmen: «Die widerrechtliche Weiterleitung von Handgranaten durch die Vereinigten Arabischen Emirate wurde auf politischer Ebene aufgearbeitet und die notwendigen Konsequenzen gezogen.» Für eine Stellungnahme in Bezug auf den Granatwerfer war das Seco am Samstag nicht mehr erreichbar.

Trotz aller Beteuerungen kommt der Bundesrat zunehmend unter Beschuss. Sein Plan einer Lockerung der Exportregeln für Kriegsmaterial und Waffenlieferungen künftig auch an Bürgerkriegsländer zu erlauben, stösst auf heftige Gegenwehr. Politiker bis tief ins bürgerliche Lager hinein kritisieren das Vorhaben. Für sie ist die Ausweitung der Exporte nicht mit der humanitären Tradition der Schweiz vereinbar.

Auftrieb erhielten die Gegner letzte Woche zudem durch einen Bericht der Eidgenössischen Finanzkontrolle (EFK). Der kam zum Schluss, dass den Kontrolleuren des Bundes die kritische Distanz zu den Rüstungsfirmen und deren Lobbyisten fehle und dass die Schweizer Kriegsindustrie Ausfuhrverbote zwar legal, aber mit allerlei Tricks zu umgehen wisse.

Dass der Bundesrat seinen angekündigten Entscheid zurücknimmt, ist unwahrscheinlich. Nur eine breite Allianz könnte ihn in die Knie zwingen. Am Montag wollen Linke, Mitteparteien und kirchliche Organisationen gemeinsam vor die Medien treten. Ihr Plan: eine Volksinitiative gegen die Lockerung der Waffenexporte.

Hier zeigen Salmans Krieger ihre Schweizer Waffen

Krieg im Jemen – exklusives Foto beweist: Saudis töten mit Schweizer Sturmgewehren

Erschienen am 28. Oktober 2018

Saudische Soldaten schiessen im Jemen-Krieg mit Schweizer Sturmgewehren. Die Waffen stammen aus einer bewilligten Lieferung.

Von Fabian Eberhard

Der Mord am saudischen Journalisten Jamal Khashoggi empört die Welt. Er wirft ein grelles Schlaglicht auf das Königreich von Kronprinz Mohammed bin Salman und dessen Machenschaften.

Der Westen fragt sich: Dürfen wir wirtschaftliche Beziehungen pflegen mit einem absolutistischen Unrechtsregime, das Kritiker brutal aus dem Weg räumt?

Besonders umstritten sind Waffenlieferungen an Riad. Saudi-Arabien führt im Jemen einen der blutigsten Kriege unserer Zeit. Die Vereinten Nationen bezeichnen die von den Saudis angerichtete Katastrophe als «grösste humanitäre Krise der Welt».

Letzte Woche hat Deutschland sämtliche Rüstungsexporte an den Wüstenstaat gestoppt. Die Schweiz liefert weiterhin Waffen und Munition.

Der Bund stellt sich auf den Standpunkt, dass zurzeit nur geringe Mengen an Rüstungsgütern geliefert werden. Kriegstechnik, bei der keine Gefahr bestehe, dass sie im Jemen-Konflikt zum Einsatz komme.

Recherchen zeigen nun aber: Im Jemen wird längst mit Schweizer Waffen geschossen. Dem SonntagsBlick liegt ein Foto von saudischen Soldaten vor, die kurz nach einem Gefecht mit Sturmgewehren aus Schweizer Produktion posieren.

Aufgenommen wurde das Bild Ende 2017 in der Provinz Dschazan. Im dortigen Grenzgebiet zwischen Saudi-Arabien und dem Jemen liefert sich die saudische Armee blutige Kämpfe mit den Huthi-Rebellen (siehe Karte).

Bei den Waffen handelt es sich um Sturmgewehre des Typs 552-2, hergestellt von der Swiss Arms AG in Neuhausen am Rheinfl SH. Das Gewehr ist eine Kommando-Version des Sturmgewehrs 90, mit dem auch Schweizer Soldaten ausgerüstet sind. Auf ihrer Webseite

wirbt die Swiss Arms: «Unsere Präzision für den entscheidenden Einsatz.»

Nic Jenzen-Jones, Direktor des renommierten australischen Waffenanalysezentrums Ares, das auch mit dem Bund zusammenarbeitet, bestätigt: «Die Sturmgewehre stammen aus Schweizer Produktion.» Die saudischen Soldaten sind dem SonntagsBlick namentlich bekannt.

Seit Jahren infiltrieren die Forscher von Ares Social-Media-Kanäle von Milizen und dokumentieren den internationalen Waffenhandel. Dabei stellten sie kürzlich fest: Die gleichen Schweizer Sturmgewehre werden mittlerweile gar auf dem Schwarzmarkt im Jemen gehandelt. Fotos aus Sanaa belegen das. In geheimen Chat-Gruppen werden die Sturmgewehre zum Kauf angeboten. Als Händler



In Jemen zirkulieren Sturmgewehre aus Schaffhauser Produktion.

z.V.g.



In Kämpfe verwickelte Saudi-Soldaten mit Schweizer Sturmgewehren (Mitte und rechts)

z.V.g.

agieren Anhänger der Huthi-Rebellen. Jenzen-Jones geht davon aus, dass die Huthis die Sturmgewehre von saudischen Truppen erbeutet haben.

Konfrontiert mit den Recherchen gibt sich die Firma Swiss Arms wortkarg. Das Unternehmen räumt ein, dass man Sturmgewehre nach Saudi-Arabien geliefert habe, allerdings rechtskonform.

Tatsächlich wurden die Exporte mit dem Segen des Bundes abgewickelt. Im Jahr 2006 bewilligte das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) den Verkauf von 106 Sturmgewehren des Typs 552 an die saudische Marine, wie Sprecher Fabian Maienfisch sagt.

Schweizer Waffen im Jemen-Krieg – das heisst die Debatte um ein Waffenembargo gegen Saudi-Arabien weiter an. Wie der «Tages-Anzeiger» berichtete, treibt die Frage mittlerweile auch einen Keil in die Schweizer Regierung.

Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) stellte an der Bundesratssitzung von dieser Woche den Antrag, alle Rüstungsgeschäfte mit Saudi-Arabien sofort auszusetzen. Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann (FDP) wies die Forderung harsch zurück. Man könne bewilligte Exportverträge nicht einfach widerrufen.

In Schneider-Ammanns Departement versucht man die Waffengeschäfte mit dem islamistischen Königreich kleinzureden. Die Rüstungsexporte nach Saudi-Arabien sind laut Seco praktisch ausgesetzt. Fakt aber ist: Im Jahr 2017 lieferte die Schweiz Kriegsmaterial im Wert von 4.8 Millionen Franken an Riad. Ersatzteile für Flugabwehrsysteme, Munition und Kleinwaffen.

Diese Woche machte der «Tages-Anzeiger» zudem publik, dass der Stanser Flugzeugbauer Pilatus 2017 einen Vertrag mit der saudi-

schen Luftwaffe abgeschlossen hat. Der Auftrag sieht während fünf Jahren den Support von PC-21-Flugzeugen vor, die in der Hauptstadt Riad stationiert sind.

Kommt hinzu: Ausgerechnet jetzt will der Bundesrat Waffenlieferungen auch an Bürgerkriegsländer erlauben. Der Nationalrat hat die Pläne zwar vorerst durchkreuzt. Er entschied, dass künftig das Parlament die Bedingungen für Waffenausfuhren bestimme. In der anstehenden Wintersession stimmt der Ständerat darüber ab.

Lewin Lempert von der Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA) meint zu den Sturmgewehren im Jemen-Krieg: «Es braucht einen sofortigen Stopp für Waffenexporte nach Saudi-Arabien.» Dies will auch das Europaparlament. Es hat die EU am Donnerstag aufgerufen, ein Embargo zu verhängen.

Bern will davon bisher nichts wissen.

Der

Zürcher Journalistenpreis 2019

wird

Reto U. Schneider

für seinen Artikel

Die Strasse hat mir vergeben

erschienen im NZZ-Folio vom Mai 2018

verliehen.

Zürich, 14. Mai 2019

Die Jury:



Hansi Voigt



Hannes Britschgi



Susan Boos



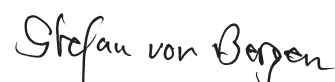
Lisa Feldmann



Alain Zucker



Nina Jecker



Stefan von Bergen

Preisträger



Reto Schneider

Ich wusste schon in der 5. Klasse, dass ich Elektroingenieur werden wollte. Ich versah damals mein Zimmer mit Lichtschranken und hörte meine Lehrer mit Mini-sendern ab. Mit 23 Jahren hatte ich mein ETH-Diplom in der Tasche, kämpfte aber schon bald gegen die Langeweile. Inspiriert von meiner Mutter, die hin und wieder für die Lokalzeitung schrieb und am Radio Geschichten aus ihrer – und manchmal leider auch aus meiner – Kindheit erzählte, hatte ich mit Schreiben begonnen. Zuerst waren es absurde Kurzgeschichten, die ich an den Konzerten unserer Band vorlas, um zu vertuschen, wie schlecht ich Gitarre spielte. Später schrieb ich Glossen für obskure Elektronikmagazine. Schliesslich absolvierte ich die Ringier-Journalistenschule.

Weil ich mich auf kein Fachgebiet festlegen wollte, folgten darauf fünf legendär ineffiziente Jahre als freier Journalist. Unter jedem meiner Artikel hätte die Autorenzeile stehen können «überrecherchiert von Reto U. Schneider».

1995 gehörte ich als Ressortleiter «Wissen» zur Gründungsredaktion des Nachrichtenmagazins «Facts». Drei Jahren später bekam ich am Massachusetts Institute of Technology ein Knight-Science-Journalism-Stipendium zugesprochen und verbrachte ein Jahr in Boston. 1999 kam ich schliesslich zu «NZZ-Folio». Dort habe ich seither über die Ökonomie des Kinderflohmarktes geschrieben, einen Selbstversuch mit Sexuallockstoffen unternommen und für ein Heft zum Thema Diät fünf Kilogramm abgenommen. Immer mit dem Hang zum Kuriosen und einer Ader fürs Grundsätzliche. Trotz Schreibblockaden und durchgearbeiteten Nächten empfand ich den Journalismus im Vergleich zu anderen Berufen dabei immer als lebenslangen Bildungsurlaub.

Laudatio

Laudatio für Reto Schneider
von *Alain Zucker*

«Ein Ruck. Dann ist es still. Meine Frau! Mein Sohn! Was habe ich bloss getan!». Reto Schneiders Artikel beginnt dramatisch, mit den letzten Sekunden des Unfalls, den er auf einer Strasse in den Weiten Kanadas auslöst, weil er am Steuer eingeschlafen ist Eingeschlafen! Wie banal! Genau diese Spannung zwischen der Banalität dieses so alltäglichen Ereignisses und dem Schrecken, den es verursacht, macht diese Geschichte so toll! Erschreckend banal sind etwa die Gedanken, die Schneider durch den Kopf schiessen während er im Strassen-graben im Autogurt hängt. Sobald er sieht, dass seiner Frau und seinem Sohn nichts Schlimmes passiert ist, driften seine Gedanken ab, etwa zur Vollkaskoversicherung, die er zum ersten Mal nicht abgeschlossen hat, als er den Wagen mietete. Er schreibt: «Als die ersten Helfer durch das Seitenfenster wie in ein Aquarium zu uns hinabblicken, beschäftigt mich der Preis eines Nissa Micra mehr, als dass ich mich freue, am Leben zu sein.»

Unerbittlich seziert er den Unfallhergang, aber auch sein Verhalten danach und seine Gefühle, die ihn in Beschlag nehmen, während er der Polizei Red und Antwort steht und vom Arzt untersucht wird Eine Woge von Schuld überspült ihn, er beginnt zu weinen. Und er grübelt darüber nach, wie der Unfall hätte abgewendet werden können. Die Stärke des Wissenschaftsjournalisten Schneider ist aber weniger das Suhlen im Gefühlten und im «Was-hätte-sein-Können», als in der Erklärung, was diese Gefühle bedeuten und wieso sie auch Sinn machen. Wussten Sie etwa, dass Reue einen evolutionären Nutzen hat? Er schreibt: «Das besessene Nachdenken über Wege, die man

in der Vergangenheit nicht beschritten hat, ist eine Simulation für die Zukunft.»

Schneider setzt den Strassenverkehrsunfall, der seit 1896, als ein Auto in London jemanden mit sechs Stundenkilometern überfuhr, mehr Leute getötet hat als Kriege, Völkermord und Terrorismus zusammen, in einen grösseren Zusammenhang. Wir erfahren, dass lange Zeit nur das Feuer unabsichtlich grossen Schaden anzurichten vermochte. Dass der Autounfall für die Demokratisierung des Unfalls steht – jeder kann mit geringstem Aufwand grösseres Leid verursachen. Und dass wir uns sehr schnell daran gewöhnen, noch einmal davon gekommen und am Leben zu sein. Was sich bei Schneider verändert hat, ist einzig, dass er seit dem Unfall einen Velohelm trägt. Er versteht jetzt, wie schnell Menschen in Autos dumme Fehler begehen.

Mit dem scharfen Blick des Analytikers untersucht Schneider dieses persönliche Erlebnis, das in seiner Häufigkeit zwar banal ist, aber für ihn beinahe in einer Katastrophe gemündet hätte. Nie wird er gefühlsduslig oder überdramatisch, sondern er bleibt stets präzise, informativ, hin und wieder lakonisch. Dafür zeichnen wir ihn mit dem Zürcher Journalistenpreis aus. Reto Schneider, herzliche Gratulation!

Die Strasse hat mir vergeben

Erschienen im Mai 2018

Bei Unfällen kommen Menschen aus unfassbar banalen Gründen ums Leben.

Gedanken von einem, der davongekommen ist.

Von *Reto U. Schneider*

Als ich aufwache, hat sich der Wagen schon überschlagen. Er liegt auf der linken Seite und schlittert mit den Rädern in der Luft vom Asphalt. Buschwerk kratzt über Kotflügel und Türen. Im Innern rumpelt es wie in einer Autowaschanlage. Jetzt taucht die Fahrzeugfront. Der Strassengraben! Durch die Risse in der Windschutzscheibe sehe ich den Boden auf mich zustürzen. Ein Ruck. Dann ist es still. Meine Frau! Mein Sohn! Was habe ich bloss getan!

Wir sind kurz nach Mittag in Tofino auf Vancouver Island aufgebrochen. Am Morgen schwammen wir ein letztes Mal mit unseren Surfboards aufs Meer hinaus. Die Brandung war stark, das Wasser kalt. Es kostete uns Anfänger viel Kraft, gegen die Wellen anzukämpfen. Nach einer warmen Dusche machten wir uns über die Spezialität des Hotels her: fritierten Lachs. Dann fuhren wir los. Auf einen Kaffee hatte ich verzichtet. Wäre sonst alles anders gekommen?

Der Pacific Rim Highway führte uns durch riesige Wälder entlang malerischen Seen in zwei Stunden auf die andere Seite der Insel. Es war eine kurvenreiche Strecke. Jetzt, in den Sommerferien, kamen uns viele Wohnmobile und Motorräder entgegen. Nach eineinhalb Stunden wurde ich müde. Das Bad im kalten Wasser und der fette Fisch forderten ihren Tribut. Gerade eben hatte eine Hinweistafel Port Alberni in 24 Kilometern Entfernung angezeigt. Dort planten wir anzuhalten und einen Kaffee zu trinken. Ich schätzte, dass es noch eine Viertelstunde war bis in das kleine Städtchen. Kein Problem.

Auf einem geraden Stück, das der Polizeireport später als «7100 Block Pac Rim Hwy» bezeichnete, beschleunigte ich, bis die Tachonadel auf achtzig zeigte. Mein 13-jähriger Sohn war auf dem Beifahrersitz eingeschlafen. Im Spiegel sah ich, dass auch meine Frau auf der Rückbank schlummerte. Es war ein friedliches Bild – das letzte, an das ich mich erinnern kann.

Der Verkehrsunfall hält viele traurige Rekorde. Jedes Jahr bringt er 1,4 Millionen Menschen um, alle 23 Sekunden löscht er ein Leben aus. Damit führt er die globale Liste der Unfallursachen an, weit vor Stürzen, Ertrinken und Feuer. Unter den 15- bis 29-Jährigen ist er die häufigste Todesursache überhaupt. Selbst in Afghanistan ist es einfacher, durch ein Auto zu Tode zu kommen als durch eine Kugel. «Wer Geld hat, kauft ein Auto. Wer keines hat, stirbt auf andere Weise», hat der Schauspieler Fernandel einmal gesagt.

Dabei gehört die Unfallprävention im Strassenverkehr zu den grossen Erfolgsgeschichten des Gesundheitswesens im 20. Jahrhundert. Die amerikanischen Centers for Disease Control and Prevention nennen sie im gleichen Atemzug mit Impfungen. Noch Jahrzehnte nach dem ersten tödlichen Autounfall in den 1890er Jahren nahm man den immer grösser werdenden Blutzoll der neuen Fortbewegungsart hin wie eine Naturgewalt. Schuld an einem Unfall sei «die Nuss am Steuer». Nur leider verweigere sich dieses «unzuverlässige, unsichere und mangelhafte Bauteil» jeglichem Umbau und sei gegenüber «korrigierenden Gesetzen» resistent, wie eine amerikanische Zeitung 1966 schrieb. Wer in einen Unfall geriet, sollte sich darauf einstellen umzukommen, das war einfach so.

Nur langsam setzte sich die Haltung durch, dass es besser wäre, sich mit der ausgeprägten Neigung des Menschen zur Unvernunft abzufinden und Autos und Strassen zu bauen, die diesem Tölpel vergeben. Es war eine Zeit, in der die Leute mehr darüber wussten, «wie man Eier beim Transport schützt als die Köpfe von Menschen», wie der amerikanische Sicherheitspionier Hugh DeHaven es ausdrückte. DeHaven sammelte Zeitungsberichte von Personen, die Stürze aus dem Fenster überlebt hatten, sprach mit Unfallopfern und trug Bilder von Autowracks zusammen. Sein für die Zeit radikales Urteil: Was bei einem Autounfall mit dem Körper der Insassen passiert, ist ein voraussagbares Ergebnis der Gestaltung des Wagens.

Forscher und Versicherungen schufen eine eigene Typologie, um den Artenreichtum der Unglücksfälle auf der Strasse zu bändigen. Da gibt es den «Abbiegeunfall mit Abbieger als Wartepflichtigem», den «Unfall durch ruhenden Verkehr wegen Ausparkens rückwärts in Queraufstellung» oder den «sonstigen Unfall durch plötzliches körperliches Unvermögen». Unter

dieser Kategorie war ich im Begriff, mich einzureihen.

Crashtests und politische Lobbyarbeit mündeten schliesslich in die heute gängigen Sicherheitsvorkehrungen: Teleskop-Lenksäule, Verbundglas, Gurten, Airbags. Neue Vorschriften verlangten, dass es neben Landstrassen einen breiten Streifen frei von Hindernissen und gefährlichem Gefälle geben müsse. Ingenieure von General Motors hatten auf einer Teststrecke nämlich herausgefunden, dass die meisten Fahrer, die vom Kurs abgekommen waren, spätestens neun Meter neben der Fahrbahn die Herrschaft über das Fahrzeug wiedergewannen. Die vergebende Strasse war erfunden.

Man sagt, nichts fokussiere den Geist so sehr wie lebensbedrohliche Ereignisse. Meiner kann damit nicht gemeint sein. Als unser Wagen im Strassengraben zur Ruhe kommt, mäandern meine Gedanken zwischen existentieller Tragik und der Vollkaskoversicherung, die ich nicht abgeschlossen hatte.

Als erstes blicke ich zu meinem Sohn, der über mir im gekippten Wagen in den Gurten hängt. Er ist bei Bewusstsein und scheint unverletzt. Von hinten höre ich die gepresste Stimme meiner Frau mit einer Mischung aus Schock und Vorwurf. «Was machst du?» – «Ich bin eingeschlafen», sage ich weinerlich. Ich drehe meinen Kopf zu ihr. Kein Blut. Keine Anzeichen von grossen Schmerzen. Fürs erste scheinen wir davongekommen zu sein. Dann nimmt mich der Gedanke an die Versicherung gefangen.

Als ich das Auto in Vancouver abholte, fragte mich der Angestellte am Schalter, ob ich eine Kaskoversicherung abschliessen wolle. Weil ich mich immer schon darüber geärgert hatte, dass mich die Vermieter im Internet mit unglaublich tiefen Preisen ködern, nur um dann vor Ort alle möglichen Extras draufzuschlagen, verzichtete ich darauf. Zweifelnd zwar, aber ich hatte noch nie einen Unfall, überdies wäre ein kleiner Schaden immer noch billiger als die Prämie selbst.

Als die ersten Helfer durch das Seitenfenster wie in ein Aquarium zu uns hinabblickten, beschäftigt mich der Preis eines Nissan Micra mehr, als dass ich mich freue, noch am Leben zu sein. Sind es 10000 Franken? Oder 20000? Ich besitze keinen Wagen, kenne mich mit den Preisen nicht aus, aber obwohl es keine Kleinigkeit wäre, würde es uns nicht ruinieren. Dass es abwegig ist, in diesem Moment



z.V.g.

über den Preis eines Autos nachzugrübeln, ist mir klar, doch ich habe keine Macht über meine Gedanken. Für die nächsten Stunden werde ich zum Zuschauer, der sein Hirn bei der Arbeit beobachtet. So wie unser Wagen ausser Kontrolle geraten ist, ergeht es jetzt meinem Geist.

Der Mann im Fenster agiert erstaunlich gelassen. «Seid ihr okay?» fragt er als erstes. Dann will er wissen, ob noch mehr Personen im Wagen seien. Immer mehr Leute tauchen auf. Sie öffnen die Tür und heben meinen Sohn aus dem Wagen. Ich klettere ihm nach. Er hat sich draussen mit angezogenen Beinen an den Rand des Strassengrabens gesetzt und blickt zu Boden. Ich setze mich zu ihm, lege den Arm auf seine Schultern und sage: «Es tut mir so furchtbar leid.» Dann beginne ich zu weinen. Eine Woge von Schuld überspült mich.

Kaum ein Ereignis produziert wirkungsvoller Schuldgefühle als ein Unfall. Das liegt vor allem daran, dass er planlos und unbeabsichtigt auftritt. Der «Brockhaus» definiert ihn als «unvorhergesehenes, plötzliches, von aussen einwirkendes, örtlich und zeitlich begrenztes Ereignis, durch das eine körperliche und/oder psychische Verletzung (Trauma), gegebenenfalls mit Todesfolge, hervorgerufen wird». So schicksalhaft der Mensch zum Unfall-opfer wird, so unvorbereitet wird er zum Täter. Unfallverursacher zu sein, kann man nicht üben. Dass die Banalität der Ursache oft in einem grotesken Missverhältnis zur Schwere der Folgen steht, macht die Reue nur noch grösser. Es liegt in der Natur von Unfällen, dass sich die meisten sehr leicht verhindern liessen. Auch meiner.

Aus dem Augenwinkel sehe ich zwei Ambulanzen am Strassenrand stehen. Jemand muss den Notruf alarmiert haben. Ein Rettungssanitäter kommt auf mich zu und fragt, ob ich selber gehen könne. Ich stehe auf und schreite zitternd auf einen grossen Kastenwagen zu, wie ich ihn aus Fernsehserien kenne. Schmerzen spüre ich keine – noch nicht.

Erst jetzt nehme ich unseren Wagen wahr. Sein Heck ragt steil in die Höhe. Die Carrosserie ist zerkratzt, ein Kotflügel teilweise abgerissen. Als ich den Unfall in meinem Kopf rekonstruiere, wird mir übel: Das Auto mit seinen drei schlafenden Insassen hat die Gegenfahrbahn gekreuzt, dort eine freie Stelle zwischen den kreuzenden Wohnmobilen gefunden und

ist dann ungebremst in den Strassengraben gerast. Irgendwo auf diesem Weg kippte es die Fliehkraft oder eine Bodenunebenheit zur Seite. Wie lange die Geisterfahrt gedauert hat, weiss ich nicht. Bei 80 Kilometern pro Stunde legten wir jede Sekunde 22 Meter zurück.

Der Unfall taucht in der Geschichtsschreibung der Menschheit erst in jüngster Zeit auf. Zu unwichtig schien er neben den grossen Bedrohungen Hunger, Krankheit und Krieg. Natürlich konnte auch der Urmensch von einer Klippe stürzen, im Meer ertrinken oder unter einem herabstürzenden Felsen sterben, aber für einen zünftigen Unfall mit vielen Toten fehlten ihm ganz einfach die technischen Mittel. Seine Missgeschicke gefährdeten zuerst ihn selbst, dann allenfalls Menschen in unmittelbarer Umgebung. Die einzige Möglichkeit, unabsichtlich grossen Schaden anzurichten, bot das Feuer.

Seit der Mensch vor rund 300 000 Jahren den Umgang mit Feuer gelernt hat, ist keine Unachtsamkeit zu klein, um nicht Ursprung einer Brandkatastrophe zu werden. Ein unbe-

Selbst in Afghanistan ist es einfacher, durch ein Auto zu Tode zu kommen als durch eine Kugel.

aufsichtigtes Lagerfeuer, eine achtlos geworfene Kippe oder eine schlecht placierte Öllampe, wie jene, die am 8. Dezember 1863 einen Wandbehang der vollbesetzten Kirche de la Compañía de Jesús in der chilenischen Hauptstadt Santiago entzündete. Wenige Stunden später waren 2500 Menschen tot. Die Seitentüren liessen sich nur gegen innen öffnen, das Hauptportal war durch Leute blockiert, die hingefallen waren.

Nach der Entdeckung des Feuers dauerte es lange, bis neue Unfälle von Typ «kleine Ursache, grosse Wirkung» auftauchten. Sie waren alle eine Nebenwirkung von dem, was der Mensch als Fortschritt bezeichnet. Der

Hausbau brachte den Einsturz, die Schifffahrt den Schiffbruch, das Flugzeug den Absturz. Doch keiner erlangte nur annähernd die Bedeutung des Autounfalls. Seit eine gewisse Bridget Driscoll am 17. August 1896 in London beim Überqueren einer Strasse von einem Auto mit einer Geschwindigkeit von sechs Kilometern pro Stunde erfasst wurde, starben mehr Menschen im Strassenverkehr als durch Krieg, Völkermord oder Terrorismus zusammen.

Autounfälle sind so häufig, dass sie auf eigens geschaffenen Formularen mit eingedruckten Laufnummern protokolliert werden. Unsere lautet 4583 019. Ich sitze nun in der Ambulanz. Der Sanitäter stellt immer wieder die gleichen Fragen:

«Wie ist Ihr Name?»

«Reto Schneider.»

«Wo sind wir?»

«Auf Vancouver Island.»

«Wie stark sind Ihre Schmerzen auf einer Skala von 1 bis 10?»

«Bei einer 4.»

Ein Polizist mit einem Klemmbrett steht gebückt in der Tür und füllt den Rapport aus. Auf der Seitenmitte gibt es eine hübsche kleine Strichzeichnung eines Autos, auf der sich der Schaden am Wagen markieren lässt. Er kritzelt wild darüber: Totalschaden. Unter den sechzehn Vorgaben für den Unfallhergang trägt er die Nummer 15 ein: «off road left».

Der «British Columbia Motor Traffic Collision Police Investigation Report» ist dazu da, den Schrecken des Unfalls in bürokratische Bahnen zu lenken. Der Polizist füllt ihn routiniert aus wie einen Lottoschein: «Total Vehicles: 1. Total Injured: 3. Total Killed: 0.» Nach fünf Minuten hat er das entsetzlichste Erlebnis meines Lebens, das mich innerhalb von Sekunden zu einem zitterigen, von Schuldgefühlen zerfressenen Elend gemacht hat, auf einer A4-Seite in dreifacher Ausführung zusammengefasst. Er drückt mir seine Karte in die Hand, auf die er die Nummer des Abschleppdienstes geschrieben hat, und geht. Ich rufe ihm nach, «I fell asleep. I am so sorry!», als wäre er ein Priester, der mir die Absolution erteilen könnte. Dann frage ich mich wieder, wie viel ein Nissan Micra wohl kostet.

Der Autounfall steht für die Demokratisierung des schweren Unfalls. Er ist einzigartig, weil er jedem Fahrer, ohne Ansehen der Person, ermöglicht, mit geringstem Aufwand grösstes

Leid zu verursachen. Vom Feuer abgesehen hatte zuvor nicht jeder das Privileg, ein grosses Unglück verschulden zu können. Um ein Schiff auf Grund zu setzen, musste man zur Mannschaft gehören. Eisenbahnen entgleisten, weil der Gleisbauer geschlampt hatte oder der Lokführer zu schnell fuhr. Doch heute ist jeder sein eigener Lokführer – und das erst noch ohne Schienen. Nie zuvor hat man einem untauglicheren Wesen eine Maschine anvertraut, deren Stärke seine Körperkraft derart übersteigt.

Ein Pfleger sieht mich weinen und fragt, was mich quäle. Schluchzend bringe ich ein einziges Wort hervor: «remorse».

Das Auto erleichtert uns nicht nur das Leben, sondern eröffnet uns unendlich viele Möglichkeiten, schuldig zu werden. Im Grunde sind wir schon schuldig, wenn wir uns ans Steuer setzen – und das nicht nur im übertragenen Sinn.

Nach einem Unfall mit einem Fussgänger oder einem Radfahrer stellen Autofahrer oft überrascht fest, dass sie selbst dann für den Schaden haften, wenn sie sich an die Verkehrsregeln gehalten haben. Rechtlich gesehen stellt nämlich jeder Wagen eine sogenannte Betriebsgefahr dar. Unabhängig vom Verschulden des Fahrers ist ein Auto allein durch seine Masse und seine Geschwindigkeit eine Bedrohung. Die Gefährdungshaftung, die sich davon ableitet, wiegt das Privileg auf, einen menschlichen Körper in einer zwanzig Mal schwereren Maschine mit fünfzig Kilometern pro Stunde durch ein Dorf zu steuern.

Bestes Anschauungsmaterial für die Betriebshaftung bietet unsere Unfallstelle auf dem Pacific Rim Highway. Die Strasse ist übersichtlich und verläuft gerade, es ist mitten am Tag und schönes Wetter. Ich bin am Steuer eingeknickt, banaler kann eine Unfallursache nicht sein. Früher wäre ich einfach vom Pferd

gerutscht, wenn mich auf einer Reise die Müdigkeit übermannt hätte, heute habe ich auf diese Weise beinahe meine Familie ausgelöscht. Wir leben in einer Zeit, in der man durch Einschlafen Leute umbringen kann. Die Erbsünde des Fortschritts fährt in jedem Auto mit.

Nachdem der Polizist gegangen ist, steigen meine Frau und mein Sohn in die Ambulanz. Sie scheinen wohlauf zu sein. Wir buchstabieren abermals Namen und Adresse, geben Geburtsdaten und Telefonnummern an. Dann setzen die Schmerzen ein. Der dumpfe Druck zwischen den Schulterblättern nimmt innerhalb von Minuten so stark zu, dass ich nicht mehr sitzen kann. Unter Stöhnen senke ich meinen Oberkörper auf die schmale Matratze der Bahre und versuche, mich nicht mehr zu bewegen. Der Schmerz ist eine 8, die auf eine 9 zugeht. Der Sanitäter reicht mir einen Schlauch mit Lachgas. Ich solle stark einatmen, was ich wegen der Prellungen der Brust kaum schaffe. Als wir fünfzehn Minuten später im Spital eintreffen, ist das Kissen nass von meinen Tränen.

Ich weine nicht wegen der Schmerzen, sondern weil mir mein Gehirn Szenen aus einer Parallelwelt abspielt, in der alles anders ausgegangen ist. Jeder Unfall, ob er glimpflich verläuft oder tragisch, wird zur Reise in eine alternative Vergangenheit. In der intakten «Was wäre, wenn»-Welt war ich nicht surfen, habe ich in Tofino einen Kaffee getrunken und die Versicherung abgeschlossen. In der düstern Variante prallt ein Auto auf ein Motorrad, es werden Särge in ein Flugzeug verladen, und mein Sohn sitzt im Rollstuhl. Alle kombinatorischen Möglichkeiten, auf die drei Leute tot oder behindert sein können, wollen durchgespielt werden. Immer wieder. Unterbrochen nur von der quälenden Frage: Wie viel kostet ein Nissan Micra?

Über den Lauf des Lebens nachzudenken, wenn man andere Abzweigungen genommen hätte, spielt im Denken und in der Gefühlswelt des Menschen eine zentrale Rolle. «Ach, hätte ich mich doch besser auf die Prüfung vorbereitet.» «Ach, wäre ich doch bei Claudia geblieben.» Weil ihre Ursachen oft so unfassbar trivial sind, ist bei Unfällen der Drang, die Vergangenheit ungeschehen zu machen, besonders gross. Das ist auch den Forschern aufgefallen, die das Phänomen in den 1980er Jahren zum ersten Mal unter-

suchten. Sie nannten das Suhlen im Konjunktiv aufwärtsgerichtetes kontrafaktisches Denken. Wir Laien nennen es Reue. Die wichtigste Erkenntnis: Wir bereuen nicht einfach planlos drauflos, sondern korrigieren die Vergangenheit nach klaren Regeln.

Es hätte unendlich viele Möglichkeiten gegeben, unseren Unfall abzuwenden. Doch als ich auf der Rollbahre durch einen langen Spitalgang geschoben werde, ziehe ich nur eine kleine Auswahl in Betracht. Ich sage mir nicht: Hätten wir bloss einen platten Reifen gehabt! Hätte meine Frau doch noch einen Tag länger in Tofino bleiben wollen! Hätte ich nur nie Auto fahren gelernt! Alle diese Szenarien widersprechen den Faustregeln der Reue: Um eine alternative Version der Vergangenheit zu erzeugen, entfernen wir überraschende Ereignisse eher, als dass wir sie hinzufügen, zudem ist es meistens der Hauptakteur, der eine andere Entscheidung trifft, und die Veränderung geschieht kurz vor dem Ereignis und nicht Jahre zuvor. Die Fragen, die ich mir stelle, lauten: Warum hast du keinen Kaffee getrunken? Warum hast du nicht angehalten? Warum hast du keine Versicherung abgeschlossen?

Ich kann nicht ausmachen, wer die Rollbahre schiebt. Mein Blick ist starr an die Decke gerichtet, wo in regelmässigen Abständen Leuchtstoffröhren auftauchen. In einer von blauen Vorhängen abgetrennten Kabine der Notaufnahme kommt die Decke schliesslich zu Ruhe. Weil der Verdacht auf einen Halswirbelbruch besteht, umschliesst meinen Hals nun eine Krause. Mein rechter Zeigefinger erhält einem Clip zur Messung von Puls und Sauerstoffsättigung, mein linker Arm eine Blutdruckmanschette, die sich während der nächsten sieben Stunden alle zehn Minuten automatisch aufpumpt. Ich bin mit einer Alarmanlage ausgerüstet, falls sich etwas in meinem Körper zum Schlechteren wenden sollte.

Wieder schleicht sich der Nissan Micra in mein Hirn. Als ich mein Handy zurückbekomme, das im Auto liegengelassen ist, google ich nicht «Halswirbelbruch», sondern «Preis Nissan Micra». Ich bin erleichtert, als ich meine Frage mit einer Zahl zur Ruhe legen kann: Es sind etwas über 10 000 Franken. Die Schuldgefühle verschwinden weniger schnell. In meinen Gedanken spiele ich Dutzende von Fahrten durch, die uns alle unverseht nach Port Albani bringen. Warum muss ich



z.V.g.

ausgerechnet in jener Welt leben, in der das nicht der Fall war? Ein Pfleger sieht mich weinen und fragt, was mich quäle. Schluchzend bringe ich ein einziges Wort hervor:

«remorse».

Reue ist eine rätselhafte Emotion. Warum kümmern mich vergangene Entscheidungen, die ich nicht mehr ändern kann? Und warum muss dieses Grübeln derart unangenehm sein? Da alle Kulturen die Reue kennen und sie schon bei kleinen Kindern beobachtet wird, liegt die Vermutung nahe, dass sich aus ihr ein evolutionärer Nutzen ergibt. Reue fühle sich so unangenehm an, damit man in Zukunft alles tue, um sie zu vermeiden, sagen Fachleute. Das besessene Nachdenken über Wege, die man in der Vergangenheit nicht beschritten hat, ist eine Simulation für die Zukunft. Tatsächlich werde ich in meinem Leben wohl nie mehr übermüdet Auto fahren und bei den kleinsten Anzeichen von Erschöpfung sofort anhalten.

Schwieriger zu bewältigen sind Ereignisse, wenn die Simulation in der Vergangenheit steckenbleibt, weil Schaden angerichtet wurde, der sich nicht wiedergutmachen lässt. Das ständige Grübeln wird dann zum Vorboten einer Depression.

Nachdem ein Halswirbelbruch ausgeschlossen worden ist, können wir das Spital noch in der gleichen Nacht verlassen. Meine Frau hat einen Schlüsselbeinbruch erlitten. Mein Sohn wollte ein Bild des Autowracks im Klassenchat posten. Die Ärzte verschreiben uns starke Schmerzmittel gegen die Prellungen. In den nächsten Tagen verfärben sich unsere Oberkörper entlang den Sicherheitsgurten blau. Wir können kaum schlafen, weil jede Bewegung einen geschundenen Muskel dehnt, von dem wir nicht gewusst haben, dass es ihn gibt. Aber mit jedem Tag geht es uns etwas besser, und die Erinnerung an den Strassengraben am Pacific Rim Highway verblasst.

Mittlerweile sind neun Monate vergangen seit dem Unfall. In dieser Zeit habe ich erfahren, wie häufig Leute am Steuer einschlafen. Der erste, der uns davon erzählt hat, war ein Taxifahrer am Tag nach dem Unfall in Port Alberni. Seine Frau konnte gerade noch ins Lenkrad greifen. Ein Freund fuhr dreissig Meter in einen Acker, ein anderer erwachte, als er mit drei Kindern auf dem Rücksitz auf der Autobahn die Leitplanke streifte. Opfer und Verursacher verstehen einen Unfall

oft als unglücklichen Zufall, der über sie hereinbricht.

Aber er ist genauso Teil des Systems, ein unvermeidliches Nebenprodukt, wenn die Geschwindigkeit mit der Unvollkommenheit des Menschen konspiriert.

Manchmal suche ich in Gedanken nach Narben, die der Unfall hinterlassen hat, warte darauf, dass da noch etwas zu Vorschein kommt. Bisher glücklicherweise vergebens. Ich kriege wohl ein flaes Gefühl im Magen, wenn ich mich in den Moment zurückversetze, in dem ich im umgestürzten Auto erwachte, aber ich behalte die Kontrolle darüber, lasse mich nicht davontragen. Ich frage mich dann, ob ich nicht glücklicher sein müsste als vor dem Unfall. Schliesslich habe ich ein zweites Leben geschenkt bekommen und noch dazu die Leben meiner liebsten Menschen. Aber, um ehrlich zu sein, muss ich mir das einreden. Mein Glück hat sich auf dem Alltagswert von zuvor eingependelt. Offenbar gewöhnt

Reue ist eine rätselhafte Emotion. Warum kümmern mich vergangene Entscheidungen, die ich nicht mehr ändern kann?

sich der Mensch an vieles – und besonders schnell daran, dass er noch am Leben ist.

Etwas hat sich jedoch verändert: Ich trage nun einen Velohelm. Nicht weil ich ein waghalsiger Radfahrer wäre, sondern weil mir klar wurde, dass in den Autos Menschen sitzen, die hin und wieder einen dummen Fehler begehen – Menschen wie ich.

Der

Zürcher Journalistenpreis 2019

wird

Claudia Rey

für ihren Artikel

Der Mann, der auf den Klonen reitet

erschienen in der Neue Zürcher Zeitung vom 14. Dezember 2018

verliehen.

Zürich, 14. Mai 2019

Die Jury:



Hansi Voigt



Hannes Britschgi



Susan Boos



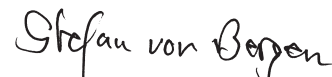
Lisa Feldmann



Alain Zucker



Nina Jecker



Stefan von Bergen

Preisträgerin



Claudia Rey

Claudia Rey wurde 1987 in Aarau geboren. Sie hat an der ETH Zürich Bewegungswissenschaften und Sport studiert. Parallel zum Studium absolvierte sie ein Volontariat beim Pressebüro Kohlenberg in Basel und schrieb über Wasserkraftwerke, Zahnbürsten und Keuschheitsbälle. Sie machte ein Praktikum beim Schweizer Radio und Fernsehen in Aarau und blieb anschliessend als Stellvertretung ein Jahr in Aarau.

Seit 2013 ist Claudia Rey Redaktorin in der Sportredaktion der «Neuen Zürcher Zeitung» und schreibt über alle Facetten des Sports – von Polo bis Fussball. Sie fokussiert sich auf die Online-Berichterstattung und gesellschaftsrelevante Themen. Seit Januar 2019 schreibt sie die Kolumne «Wort zum Sport».

Laudatio

Laudatio für Claudia Rey
von *Nina Jecker*

Was kümmert mich eine Geschichte vom anderen Ende der Welt? Und dann auch noch über Polo – ein Sport, für den ich mich noch nie interessiert habe. Als ich den Artikel von Claudia Rey vor mir hatte, kamen mir diese Gedanken als erstes. Sie verflogen, sobald ich zu lesen begann. Die Autorin beschreibt, wie der Shootingstar des Polo-Sports, der anscheinend über grosses Talent und noch grössere Visionen verfügt, nach dem Tod seines Lieblingspferds begonnen hat, dieses zu klonen. Immer und immer wieder.

Sie nimmt den Leser mit auf die Farm des Mannes, in die Stallungen, wo die Klone in ihren Boxen stehen. Sie besucht das Labor, wo Wissenschaftler am Mikroskop Tierklone herstellen. Eizelle leeren, neue DNA einführen, Stromstoss, fertig und ab in den Inkubator.

Der Text schafft eine Atmosphäre, die fasziniert, aber auch Angst macht. Es ist unheimlich, mit welcher Selbstverständlichkeit dort Tiere kopiert werden. Es sind Erzeugnisse aus dem Labor, ohne Vater, ohne Mutter. Die Männer, die die Autorin besucht hat, machen ihren Job, als wäre es das Normalste der Welt. Und eine zweite Firma geht noch weiter, indem sie die Klone genetisch auch noch optimiert.

Und genau deswegen ist der Artikel mehr als nur ein Portrait von einem Wahnsinnigen und seinen Pferden. In Zeiten, in denen ein Wissenschaftler aus China ein genetisch optimiertes Baby präsentiert und jeder Normalbürger seine Krankheitsrisiken mittels Gentest ermitteln kann, ist es wichtig, über solche Klonfabriken zu informieren.

Dolly, das geklonte Schaf, hat bei seiner Geburt 1996 für gewaltige Schlagzeilen gesorgt. Lang und breit und international wurde danach diskutiert, ob, und wenn ja, welche Grenzen dieser Technik gesetzt werden sollen. Und nun haben wir einen Argentinier, der ein Polo-Turnier auf acht Exemplaren des genau gleichen Pferdes bestreitet – und keiner schaut hin und schreit. Ausser seine sportlichen Gegner, die sich beim Internationalen Pferdesportverband beschwert haben. Ohne Erfolg.

Das Thema in diesem Artikel geht uns alle etwas an. Die Gesellschaft muss sich Gedanken machen darüber, ob sie die Reproduktionstechnologie von der Leine lassen will. Ob wir optimierte Lebewesen wollen. Und irgendwann optimierte Menschen? Claudia Rey hat die Brisanz im uns fernen Polo-Spiel erkannt, ist nach Argentinien geflogen und hat bei Ross und Reiter recherchiert. Das Ergebnis: preiswürdige Pflichtlektüre.

Der Mann, der auf Klonen reitet

Erschienen am 14. Dezember 2018

Adolfo Cambiaso ist die Nummer eins des Polosports. Er lässt die Haut seines verstorbenen Lieblingspferdes einfrieren in der Hoffnung, den Hengst irgendwann klonen zu können. Das ist neun Jahre her. Inzwischen hat Cambiaso mit acht Klonen das wichtigste Poloturnier der Welt gewonnen.

Von *Claudia Rey*, Buenos Aires

Adolfo Cambiaso misstraute der Sache. Er hatte auf den Anruf gewartet, doch nun beschlich ihn ein eigenartiges Gefühl, als sein Geschäftspartner Alan Meeker sagte: «Das Pferd hat den ersten Klon geboren. Er ist gesund. Kommen Sie vorbei.» Cambiaso rief seinen Tierarzt an. Am nächsten Morgen bestiegen die beiden Männer in Buenos Aires einen Privatjet und flogen nach Texas.

In Argentinien, seiner Heimat, nennen sie Cambiaso den Lionel Messi des Polo. Cambiaso, 43 Jahre alt, dominiert den argentinischen Nationalsport Polo seit mehr als zwei Dekaden. Mit 18 Jahren wurde er die Nummer eins der Welt. Er ist es bis heute.

In Texas betrat Cambiaso den Stall, zu dem ihn Meeker geführt hatte. Das Fohlen stand im Stroh, schaute ihn an. Es habe genau so ausgesehen, wie er es sich vorgestellt habe, sagt Cambiaso. Das Fell glänzte rotbraun, auf der Stirne prangte ein weisser Fleck. Trotzdem zweifelte Cambiaso daran, dass das Fohlen ein Klon seines verstorbenen Lieblingshengsts Aiken Cura war. Cambiaso zupfte den Tierarzt

am Ärmel und flüsterte: «Du weisst, was zu tun ist.» Der Tierarzt nickte. Er zog Gummihandschuhe über die Hände, zwackte dem Fohlen ein Stück Fell ab und packte es in einen Plastikbeutel. Im Labor in Buenos Aires würden sie testen, ob die DNA des Fohlens mit der von Aiken Cura übereinstimmt.

Aus einer Hautzelle entsteht ein Pferd

Es dauert 15 Sekunden, bis Adrian Mutto ein Pferd geklont hat. Er arbeitet in einer lieblichen Holzhütte auf einer Ranch eine Autostunde ausserhalb von Buenos Aires, trägt einen graumelierten Fünf-Tage-Bart, Tattoos und grüne Turnschuhe. Mutto ist der Laborchef von Crestview Genetics, der Firma, die Cambiaso 2010 gegründet hat, um Polopferde zu klonen. Mutto sitzt vor einem 100000-Dollar-Mikroskop, beugt den Oberkörper nach vorn und blickt hindurch.

Unter dem Objektiv leuchtet ein rundes Schälchen. In einer orangen Flüssigkeit schwimmt eine Eizelle, die so klein ist, dass sie mit blossen Auge kaum zu erkennen ist. Mutto durchsticht mit einer Pipette die Membran der Eizelle. Dann drückt er mit dem Daumen auf den Knopf am Ende der Pipette. Der Kern mit der DNA flutscht aus der Zelle. Unter dem Objektiv liegt nun eine leere Eizelle.

Manchmal dröhnt «Enter Sandman» von Metallica aus den Boxen im Labor. Mutto liebt Hardrock und Heavy Metal. Die Musik lenkt ihn von der Monotonie der Arbeitsschritte ab. An manchen Tagen sitzen Mutto und seine fünf Arbeitskollegen bis 2 Uhr nachts im Labor und klonen Pferde. Im Pausen-

raum steht ein Bett. Manchmal übernachten die Wissenschaftler im Labor.

Mit einer zweiten Pipette spritzt Mutto den Zellkern einer Hautzelle der Spitzenstute Cuartetera in die leere Eizelle. Die Technik heisst somatischer Zellkerntransfer. Auf dieselbe Weise wurde 1996 in Schottland das Schaf Dolly erzeugt, das erste geklonte Säugetier. Mutto versetzt der Eizelle mit zwei Stäbchen einen Stromschlag. «Damit sie denkt, sie sei befruchtet worden», sagt er. Das funktioniert bei 20 Prozent der Eizellen. Ob es dieses Mal klappt, weiss Mutto in sieben Tagen.

Geistesblitz in letzter Minute

Adolfo Cambiaso wusste im Dezember 2006 sofort, dass etwas Schlimmes passiert war. Er hatte gespürt, wie das Bein des Pferdes unter ihm nachgegeben hatte. Er sprang aus dem Sattel und vergrub das Gesicht in den Händen. Dann sagte er: «Tut alles, um dieses Pferd zu retten.» Damals wusste er nicht, was «alles» bedeuten sollte.

Der Unfall ereignete sich in der Verlängerung des Endspiels des Palermo Open in Buenos Aires. Das wichtigste Polospiel der Saison – vergleichbar mit dem Champions-League-Final im Fussball. Das verunfallte Pferd hiess Aiken Cura. Es war schneller und kräftiger als die anderen Polopferde – und es war ein Hengst. Die sind selten im Polosport. Viele Experten sagen, mit Hengsten könne man kein Polo spielen. Sie seien zu temperamentvoll. Zu unzuverlässig.

Aiken Cura hatte sich das linke Vorderbein gebrochen. Der Tierarzt riet, den Hengst einzuschlängeln. Cambiaso weigerte sich. Er hoffte auf ein medizinisches Wunder, liess dem Pferd einen Teil des Beins amputieren und in den USA eine Prothese anpassen. Nach der Operation entzündete sich der rechte Fuss, und der Hengst bekam Magen-Darm-Probleme.

«Als ich sah, wie der Hengst litt, gab ich auf», sagt Cambiaso. Er sitzt auf einem Plastikstuhl im Stall seiner Ranch ausserhalb von Buenos Aires. Cambiaso kratzt sich am Kinn, dann versteckt er den Kopf so tief im Schal, dass nur noch die Augen zwischen Schal und Baseball-Kappe hervorblitzen. Cambiaso redet viel über Pferde, aber wenig über Gefühle. Interviews gibt er selten, obwohl täglich 15 Anfragen eintreffen. Die südamerikanischen Klatschblätter reissen sich um ihn. Cambiaso



Klone warten auf ihren Einsatz beim Polospiel in Hurlingham ARG

© Claudia Rey

ist ein Posterboy des argentinischen Sports, dunkle Augen, wilde, halblange Haare. Reich, schön und erfolgreich. Den Körper stählt er im Fitnesscenter. Er sieht aus, wie in Südamerika Telenovela-Stars aussehen – oder Schmusesänger. Doch Cambiaso will kein Teil der Glitzerwelt sein.

Einmal lud Cambiaso 200 Fans seines Lieblingsfußballvereins an ein Poloturnier ein. Die Fans grölten am Rand des Spielfeldes, die High Society auf der Tribüne verdrehte die Augen. Cambiaso stammt aus der Oberschicht und passt doch nicht ganz zu ihr: Mit 17 Jahren schmiss er die Schule. Die Eltern liessen ihn gewähren, weil er jeden Monat fünfstellige Dollarbeträge heimbrachte. Bald revolutionierte er das Polospiel: Anstatt den Ball über das Spielfeld zu passen, fing Cambiaso an, mit dem Ball zu dribbeln. Die Polo-Traditionalisten sahen den Sport bedroht. Sie führten Regeln ein, um Cambiasos Dribblings zu unterbinden.

Cambiaso erhält von einem Stallburschen einen Mate-Tee. Er saugt die blassbraune Flüssigkeit durch ein Metallröhrchen. Dann redet er über den Tod von Aiken Cura: «Ich hatte einen Geistesblitz, kurz bevor wir ihn einschläferten. Ich dachte: Vielleicht können wir ihn irgendwann klonen.» Er habe den Tierarzt aufgefordert, ein Stück der Haut des Hengstes abzuschneiden und einzufrieren. Später erzählte Cambiaso den Brüdern, den Eltern und seiner Frau, was er getan hatte. Und dass er vor habe, den Hengst zu klonen. Sie raunten: «Adolfo, du spinnst.»

Zwei Männer, eine Vision

Cambiaso liess die Hautzellen seines Lieblingshengstes an der Universität in Buenos Aires einfrieren. 8000 Kilometer nördlich, im amerikanischen Gliedstaat Texas, machte sich Alan Meeker Gedanken zum Thema Klonen. Meeker ist ein Öl-Tycoon mit Diabetes Typ 1. Er war auf der Suche nach einem Wissenschaftler, der seine Bauchspeicheldrüse klonen kann. Er habe sie sich transplantieren lassen wollen, weil er gehofft habe, so von dem Diabetes geheilt zu werden, sagte Meeker 2015 in einem Interview mit der «Vanity Fair». Meeker fand keinen geeigneten Wissenschaftler. Er gab die Idee auf, doch das Interesse am Klonen blieb.

Meeker las die Geschichte von Dolly, dem Schaf. Und er las von einem Pferd namens Prometea. Prometea war 2003 in Italien geboren

worden und war das erste Pferd, das erfolgreich geklont wurde. Meeker las, dass danach 327 Versuche fehlschlugen, das Pferd erneut zu klonen. Je mehr er las, desto fester setzte sich ein Wunsch in seinem Kopf fest: Er wollte mit geklonten Pferden den Polosport aufmischen. Meeker hatte viel Geld und eine Idee, von der er überzeugt war. Aber ihm fehlte das Wichtigste: ein Spitzenpferd. Eines, das so gut war, dass es sich lohnen würde, 327 Mal zu scheitern. Ein Freund erzählte ihm von einem Mann, der denselben Traum hatte – und die Zellen eines toten Spitzenpferdes: Adolfo Cambiaso.

Die beiden verstanden sich sofort. Sie waren zwei mit derselben Vision. Zwei, die überzeugt waren, dass diese Vision mehr war als eine verrückte Idee. Meeker und Cambiaso gründeten die Firma Crestview Genetics. Sie entschieden, das zu versuchen, was alle anderen für ein Hirngespinnst hielten: den Hengst Aiken Cura wieder zum Leben zu erwecken.

Der Laster aus dem Schlachthof fährt vor

Adrian Mutto stellt im Labor das Schälchen mit dem Klon in den Inkubator, einen weissen Metall-Schrank, der während der ersten sieben Tage die Wärme des Mutterleibs ersetzen soll. Es ist dasselbe Gerät, das bei der künstlichen Befruchtung von Menschen eingesetzt wird. «Ein wahnsinniges Ding – wie ein Ferrari», sagt Mutto. Immer wieder benutzt er das Wort Wahnsinn, wenn er über das Klonen spricht – als könne er auch nach Jahren noch nicht glauben, was er da tut: die Kopie eines Lebewesens erschaffen, die es von Natur aus nie gegeben hätte. Nach sieben Tagen im Inkubator verpflanzt ein Tierarzt den Klon in die Gebärmutter einer Stute. 200 potenzielle Leihmütter leben auf der Ranch in Buenos Aires. Pro Tag befruchten die Tierärzte bis zu vier Stuten. Trächtig wird im Schnitt eine von ihnen.

Zweimal pro Woche fährt ein Lastwagen zum Labor. Er lädt Schlachtabfälle ab. In



Labormaterial zum Klonen

© Claudia Rey



Vier Klone von Cuartetera

© Claudia Rey

Kisten tragen die Wissenschaftler stinkende Fleischhaufen ins Labor. Es sind Eierstöcke von Stuten, die für den Fleischexport geschlachtet worden sind. Aus den glibberigen, faustgrossen Eierstöcken kratzen die Wissenschaftler mit einem Spachtel Eizellen heraus.

Adrian Mutto mag diese Tage nicht. «Die Pferde sind meine Freunde. Ich möchte mit dem Schlachthof nichts zu tun haben», sagt er. Pferdefleisch hat er einmal probiert, aber es hat ihm nicht geschmeckt. Als Alternative zu den Schlachtabfällen benutzt Mutto seit kurzem auch Eizellen der Stuten, die auf der Ranch leben. Dazu werden die Stuten narkotisiert, dann führt der Tierarzt eine Nadel durch die Vagina in die Eierstöcke und saugt die Eizellen ab. Es ist dieselbe Technik, die auch bei Frauen angewandt wird, die künstlich befruchtet werden wollen. Die Qualität der Eizellen sei besser, sagt Mutto. Doch die Technik hat zwei Haken: Sie ist teuer und ineffizient. Deshalb müssen die Wissenschaftler weiterhin zweimal pro Woche Eierstöcke toter Stuten auskratzen.

Ein Denkfehler

Am 16. November 2010 wollte sich Cambiaso feiern lassen. Er sass in der Messehalle im

Herzen von Buenos Aires und wartete darauf, das Cuartetera Bo2 auf die Bühne geführt wird. Das drei Monate alte Fohlen war der zweite Klon seiner Spitzenstute Cuartetera. Cambiaso wollte das Fohlen versteigern – nicht des Geldes wegen wie sein Geschäftspartner Meeker. Cambiaso wollte Genugtuung. Er stellte sich vor, wie die Leute ihm gratulierten und sich entschuldigten, dass sie ihn und seine Idee als verrückt bezeichnet hatten. Er merkte nicht, dass er einen Denkfehler machte. Der Tag wurde fast zum Fiasko.

Ein Geschäftspartner zupfte Cambiaso plötzlich am Ärmel und sagte: «Wir müssen verhindern, dass ein Fremder das Fohlen ersteigert.» Cambiaso begriff: Wer den Klon hat, hat dessen Gene. Der neue Besitzer könnte selber Hunderte Cuarteteras klonen. Die Einsicht kam spät, die Auktion war bereits angelaufen. Cambiaso bat seinen Geschäftspartner mitzubieten. Der Hammer fiel bei 800000 Dollar. Nie zuvor bezahlte jemand so viel für ein Polopferd. Dieser Jemand war Cambiasos Geschäftspartner.

Das Pferd Cuartetera Bo2 ist inzwischen acht Jahre alt. Es steht im Stall von Cambiasos Ranch – Box an Box mit sieben anderen Klonen von Cuartetera. Alle haben ein dunkel-

braunes Fell und haben eine Nummer von 1 bis 9. «Sie brauchen keinen eigenen Namen», sagt Cambiaso, «sie sind Cuartetera.»

Die Stuten sehen sich ähnlich, aber es gibt Unterschiede. So, wie es auch bei eineiigen Zwillingen Differenzen gibt. Bo2 hat einen weissen Fleck auf der Stirn, Bo6 in der Box daneben hat zwei. Die Stuten sind zwei von 120 Klonen, die auf der Ranch bisher zur Welt gekommen sind – viele wurden im Auftrag von Kunden geklont. Die Klone unterscheiden sich auch im Charakter.

Etwas weiter hinten im Stall steht Bo9, den Kopf zur Wand gedreht. Hühner wuseln um ihre Beine. «Sie ist die Beste, hat schon viele Preise gewonnen», sagt Cambiaso. Auf dem Spielfeld sei immer auf Bo9 Verlass, abseits davon sei sie ein nervöses Pferd – im Gegensatz zu den anderen Klonen. Um sie zu beruhigen, haben die Stallburschen Hühner zu ihr in die Box gesetzt. Seither sei sie ausgeglichener, sagt Cambiaso. Die Reihe der Cuartetera-Klone ist nicht komplett. Eine Stute fehlt. Bo8 ist vor zwei Jahren gestorben. Woran, ist unklar.

Der Tod der Stute Bo8 hat die Klon-Gegner alarmiert. Greenpeace kritisiert, das Prozedere sei moralisch verwerflich und die Klone seien

deutlich anfälliger für Krankheiten als normale Pferde. Der Labor-Chef Mutto bestreitet das. Er sagt, lediglich zehn Prozent der geklonten Fohlen von Crestview Genetics seien physisch beeinträchtigt – und nur leicht. Sie hätten Probleme, die Gelenke bis an den Anschlag zu bewegen. Das könne man mit Therapien korrigieren. Auf der Ranch arbeitet eine Physiotherapeutin mit den geklonten Fohlen. Sie habe die Probleme bisher bei allen Fohlen mit Bewegungstraining und Ernährungsanpassung ausmerzen können, sagt Mutto. Zwei wissenschaftliche Studien zeigen eine andere Realität.

Die amerikanische Wissenschaftlerin Dr. Katrin Hinrichs hat für Crestview Genetics das erste Fohlen geklont. Sie sagt: «Es ist unklar, wie viele Klone gesundheitliche Probleme haben.» Die Studienresultate divergieren. In einer von Hinrichs geleiteten Studie der texanischen Universität A&M kamen von 14 geklonten Fohlen sechs gesund zur Welt, sechs hatten leichte gesundheitliche Probleme, die mit Therapie behoben werden konnten. Zwei starben in den ersten zwei Wochen nach der Geburt. In einer 2018 erschienenen Studie aus Buenos Aires waren die Resultate frappant: 17 Fohlen waren auf herkömmliche Weise aus Hautzellen geklont worden. So, wie es Crestview Genetics tut. Nur sechs von ihnen waren gesund.

Was das Gesetz sagt

Ob die Klone gesundheitlich eingeschränkt sind, ist die eine Frage. Die andere ist, ob das Klonen von Sportpferden zulässig ist. Die Rechtslage ist in vielen Ländern undurchsichtig – auch in der Schweiz. Es fehlt ein Gesetzesartikel, der das Thema explizit besprechen würde. Das heisst: Pferde zu klonen, ist auch in der Schweiz nicht verboten. Wissenschaftler müssten hierzulande jedoch deutlich höhere Hürden nehmen, um ein Tier klonen zu dürfen, als etwa in Argentinien. Das Klonen unterliegt dem Tierschutzgesetz, die Wissenschaftler benötigen in der Schweiz die Zustimmung einer Ethikkommission. Es ist daher unwahrscheinlich, dass in der Schweiz ein Sport- oder Heimtier geklont wird.

2013 hat Cambiaso zum ersten Mal in einem Spiel einen Klon geritten. Die Gegner beschwerten sich, er verschaffe sich einen unlauteren Vorteil. Doch der Internationale Pferdesportverband FEI entschied noch

im selben Jahr, Klone in allen Disziplinen zuzulassen. Die FEI liess verlauten, es sei unwahrscheinlich, dass ein geklontes Pferd genauso gut sei wie das Original. Die Leistung sei nicht nur von den Genen, sondern auch vom Training und vom Futter abhängig.

Bisher hat nie ein geklontes Pferd an Olympischen Spielen teilgenommen. Nur im Polosport kommen sie regelmässig zum Einsatz. Der 2018 verstorbene Schweizer Springreiter Willi Melliger hat zwar sein Lieblingsspferd Calvaro ebenfalls klonen lassen – jedoch für die Zucht und nicht für den Spitzensport. Im Polosport ist die Nachfrage nach Spitzenpferden grösser als etwa im Springreiten, weil pro Partie nicht nur ein, sondern bis zu zehn Pferde pro Spieler eingesetzt werden.

2016 trat Cambiaso im Final des Palermo Open in Buenos Aires erstmals nur mit Klonen von Cuartetera an. Sein Team gewann 16:12 – und Cuartetera Bo6 wurde zum besten Pferd der Partie gewählt. Die Zuschauer tuschelten, die Medien schrieben Titelgeschichten. Cambiaso fühlte Genugtuung. Er hatte bewiesen, dass sein Konzept funktioniert, dass er mit einem Heer aus Klonen den Erzfeind bezwingen kann, das Poloteam Ellerstina. Gonzalo Pieres, der Besitzer von Ellerstina, hatte einst der argentinischen Zeitung «La Nación» zu Cambiasos Plan gesagt: «Ich befürchte, diese Geschichte wird böse enden.»

Cambiasos ärgste Rivalen sind die Mitglieder der Familie Pieres, nicht nur, weil sie das Klonen ablehnen. Cambiaso hat neun Jahre lange für das Team Ellerstina gespielt. Nach Unstimmigkeiten verliess er das Team im Jahr 2000 und gründete ein eigenes. Als er ging, nahm er zwei Mitspieler mit und kaufte Ellerstina ein ungeborenes Fohlen ab. Das Pferd, das 11 Monate später geboren wurde, taufte er Cuartetera.

Cambiaso nutzt die Klone heute, um sich im Wettkampf und in der Zucht Vorteile zu verschaffen. Und mit dem Know-how seines Teams verdient er Geld. Wer will, kann ein Pferd bei Crestview Genetics in Buenos Aires klonen lassen. Cambiaso ist das Aushängeschild der Firma. Sein sportlicher Erfolg zieht Kunden an. Das Geschäft floriert. Viele Polospieler hoffen, mit geklonten Pferden im Sport erfolgreicher zu werden. Cambiaso bezweifelt, dass er die Konkurrenz stärkt, in dem er ihre Pferde klonet: «Viele Leute lassen Pferde klonen, die nicht herausragend sind.

Das lohnt sich nicht.» Das Prozedere ist teuer: Ein normales Fohlen kostet etwa 2000 Dollar, ein geklontes 100 000 Dollar. Wer mehr als eine Kopie seines Pferdes machen lassen will, bekommt Mengenrabatt.

Cambiaso flog 8000 Kilometer nach Texas, als der erste Klon geboren worden war. Heute kommen die Klone in Buenos Aires zur Welt, doch Cambiaso fährt kaum mehr zu den Ställen, um die neugeborenen Klone anzuschauen. Er weiss nicht, wie viele Klone er besitzt. Vielleicht sind es 25. Vielleicht 35. Die Klone sind für ihn gewöhnliche Pferde. Für die Konkurrenten bleiben sie aussergewöhnlich. «Früher sagten sie, ich sei verrückt und das Klonen funktioniert nicht. Jetzt beschwerten sie sich, es sei unfair», sagt Cambiaso. Dann lacht er.

Seit 2016 haben Cambiaso und Crestview Genetics einen Konkurrenten in Argentinien. Die Firma Kheiron klonet ebenfalls Sportpferde. Und sie geht noch einen Schritt weiter: Vor einem Jahr teilte sie mit, dass ihren Wissenschaftlern eine Sensation gelungen sei. Sie hätten einen geklonten Pferdeembryo im Labor genetisch optimiert. Crispr heisst die Technik, mit der die DNA auseinandergeschnitten und verändert werden kann. 2019 soll das erste Pferd geboren werden, dessen Gene manipuliert worden sind. Es soll schneller rennen und höher springen können.

Cambiaso findet, das gehe zu weit. Er befürchtet, die Geschichte könnte böse enden.



Laborchef Adrian Mutto am Mikroskop

© Claudia Rey

Der

Zürcher Journalistenpreis 2019

wird

Kevin Brühlmann

für seinen Artikel

Enthüllt

erschienen in der Schaffhauser AZ vom 31. Mai 2018

verliehen.

Zürich, 14. Mai 2019

Die Jury:



Hansi Voigt



Hannes Britschgi



Susan Boos



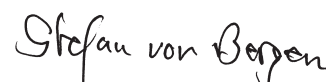
Lisa Feldmann



Alain Zucker



Nina Jecker



Stefan von Bergen

Preisträger



Kevin Brühlmann

Kevin Brühlmann (*30. April 1990) arbeitet seit 2015 als Redaktor bei der Schaffhauser AZ. Daneben studiert er Geschichte an der Universität Zürich. Untätig ist er seit einigen Jahren als Präsident des Vereins Lamedia, der das alternative Politmagazin «Lappi – tue t Augen uf» herausgibt. Er wuchs in einem Dorf auf, wo er den Familiennamen mit dem Gemeindepräsidenten teilen musste.

Laudatio

Laudatio für Kevin Brühlmann

von *Hansi Voigt*

In Schaffhausen gibt es ein Öffentlichkeitsprinzip. Das verpflichtet zur Transparenz und ist den Behörden schon länger ein Dorn im Auge. Nicht, dass sie etwas zu verbergen hätten. Nein. Aber zu viel Transparenz behindert einfach manchmal, dass man Fürschi kommt. Man kann einfach nicht so richtig schalten und walten. Sie wissen schon...

Die Sache mit der Transparenz sollte wieder zünftig zurückgefahren werden. Der Grosse Rat wollte das so. Der Stadtrat wollte es ebenfalls. Ein paar Nörgler ergriffen dagegen das Referendum. Aber die Abstimmung im Herbst 2018 war eine Formsache.

Im Thurgau gibt's zur gleichen Zeit zwei Staatsanwälte auf Stellensuche. Die Beiden sind in die Ostschweizer Justizgeschichte eingegangen. Im grössten Mordfall, den der Kanton je hatte, entpuppte sich ihr jahrelanger Kronzeuge am Schluss des Prozesses als der Haupttäter.

In Ausländerfragen haben die beiden Staatsanwälte aber stets klare Kante gezeigt. Gute Leute, aus Sicht des SVP-Politikers Peter Scheck, Präsident der Justizkommission. Er hat in dieser Funktion in Schaffhausen die Stellen in der Justiz zu besetzen. Den im Thurgau als «Duo Infernale» bekanntgewordenen Juristen beschied man in Schaffhausen «beste Referenzen». Die beiden kamen gerade recht. Schecks Kommission empfahl gleich beide Thurgauer Rechtsausleger wärmstens.

Weniger recht kam die Anfrage der Schaffhauser AZ auf Einsicht in die Sitzungsprotokolle. Man bezog sich auf das – zu diesem Zeitpunkt noch geltende – Öffentlichkeitsgebot. Die AZ hat immer wieder und ausführlich über

die Thurgauer Begebenheiten berichtet. Scheck griff elektronisch zum dicken schwarzen Balken. Aus Gründen der zu schützenden Privatsphäre natürlich! Dieses Recht legte Scheck grosszügig aus. Die Parteizugehörigkeit wurde geschwärzt. Aber auch, dass sich die beiden Kandidaten die besten Referenzen gegenseitig gegeben haben, sollte der Öffentlichkeit verborgen bleiben.

Letztlich lieferte Scheck schwarze Seiten mit ein paar weissen Flecken ab. Politisch hatte Scheck damit alles im Griff. Aber das Technische, ja das Technische! Der 61-Jährige verschickte keine geschwärzten PDF-Dokumente, sondern offene Word-Files an die AZ. Dort wurde, voller technischer Raffinesse, mit zwei Mausclicks wieder volle Transparenz hergestellt. Man erfuhr sogar mehr, als eine Zeitung oder die Öffentlichkeit wissen sollte.

Die AZ trennte sauber Privates vom Relevanten, machte den ganzen Prozess öffentlich und führte den Justizkommissions-Vorsitzenden als den Geheimniskrämer vor, der er ist. Die Amtsgeheimnisverletzung, gegen die Scheck Anzeige gegen Unbekannt erstattet hatte, ist aufgeklärt! Er, Scheck war's! Wenn auch ohne Absicht.

Die Schaffhauser AZ liefert hier mehrere Lehrbeispiele ab. Es ist ein Lehrbeispiel dafür, wie sehr es gerade in den Regionen unabhängige Redaktionen und Journalisten braucht. Es ist ein Lehrbeispiel, wie lange man dranbleiben muss und wie sehr es sich lohnt, hartnäckig Zugang zu Informationen zu verlangen. Es ist aber auch ein Lehrbeispiel dafür, wie sorgfältig man mit den Informationen umgehen muss, wenn man sie dann hat. Und wie viel Spass es bereiten kann, wenn genaue Recherchen in verschiedenen Kapiteln höchstpräzise zu einem Lesevergnügen vermengt werden, das kann man hier auch noch lernen.

Die Abstimmung um den erschwerten Zugang zu Behördeninformationen ging im Herbst 2018 jedenfalls, und entgegen der Empfehlung sämtlicher Behörden, ziemlich klar den Rhein runter.

Manchmal liegt der Wilde Westen im hohen Nord-Nordosten. Aber am Schluss siegt die Gerechtigkeit bzw. die Schaffhauser AZ.

Enthüllt

Erschienen am 31. Mai 2018

Wie sich SVP-Politiker Peter Scheck selbst angezeigt hat, ohne es zu merken.

Wir decken auf. Und sparen dem Staat damit Tausende von Franken.

Von Kevin Brühlmann

Heisse Verzweiflung rinnt durch den Telefonhörer. Quelle ist Mariano Fioretti. Die SVP-Allzweckwaffe – Kantonsrat, Grossstadtrat, Stadtschulrat, Parteisekretär, -medienbeauftragter und -kassier – ersucht um Hilfe: Ich kann es nicht gewesen sein, das ist doch zum aus der Haut fahren, beweisen Sie bitte meine Unschuld.

Es scheint, als spielte uns jemand einen Telefonstreich. Aber Fioretti ist es toderntst. Was ist denn hier passiert?

Etwa fünfzehn Minuten zuvor an diesem Montag, dem 26. Februar 2018, kurz nach 17 Uhr: Wir schreiben Fiorettis Parteikollegen Peter Scheck eine E-Mail. Wie immer an seine offizielle städtische Adresse; Scheck leitet das Schaffhauser Stadtarchiv, wo der 61-jährige Dr. phil. jeweils gemütlich in seinem Einzelbüro arbeitet.

In der Mail geht es um bestimmte Protokolle der Justizkommission. Vom Kantonsrat zusammengesetzt, kümmert sie sich um Stellenbesetzungen in der Justiz. Präsident ist Peter Scheck. Jene Protokolle dokumentieren die Bewerbungsgespräche mit zwei Staatsanwälten, die an ihrem vormaligen Arbeitsort, in Kreuzlingen, als «Duo infernale» in die Kritik geraten sind.

Das Bundesgericht setzte sie wegen «zahlreicher und teilweise krasser Verfahrensfehler» von einem Fall ab, wobei sich ihr «Kronzeuge» später als Haupttäter entpuppte. Zurzeit läuft ein Verfahren wegen Urkundenfälschung und Amtsmissbrauch gegen das Duo.

Möglich war die Einstellung des einen Staatsanwalts, Andreas Zuber mit Namen, weil die Kommission extrem schlecht informiert war: Die Mitglieder hatten die Unterlagen erst wenige Stunden vor dem Bewerbungsgespräch erhalten, wurden also überrumpelt. Zudem hat sich das Thurgauer Duo beim Jobwechsel geholfen, indem es gegenseitige Empfehlungen abgab (und dabei nicht mit Superlativen geizte). Das war nicht unerheblich. Später sprach etwa Peter Scheck von «ausgezeichneten

Referenzen», um der Wahl des Duos Glaubwürdigkeit zu verschaffen.

Treibende Kraft hinter der Ernennung, wie die Protokolle offenlegen, war der Erste Staatsanwalt Peter Sticher. «Ich kenne ihn (Andreas Zuber) seit mehr als 10 Jahren», sagte er während der entscheidenden Beratung in der Justizkommission. «Er ist intelligent, humorvoll.»

Der Clou daran ist: Wenn es nach dem verantwortlichen Peter Scheck ginge, dürften wir das alles gar nicht wissen. Die Öffentlichkeit hat zwar das Recht, Protokolle von Kommissionen einzusehen. Und Scheck als Präsident des Gremiums stellte uns die Dokumente auch zu, allerdings stark geschwärzt. Die Papiere hätte man glatt für einen Katalog für schwarze Farbe halten können. Das Zensierte sei privat und daher nicht von öffentlichem Interesse, so die Begründung, die Scheck unterzeichnete.

Warum wissen wir trotzdem von den fragwürdigen Umständen der Stellenvergabe? Wir haben uns die unzensierten Originalprotokolle besorgt. Sie zeigen ausserdem, dass Peter Scheck im Namen der Justizkommission viel zu viel geschwärzt hat.

Man vertuschte zum Beispiel, dass Staatsanwalt Andreas Zuber sagte, er sei mit 20 Jahren in die FDP eingetreten. Dass noch ein Strafverfahren gegen beide Staatsanwälte läuft. Oder dass die zweite Person seit zehn Jahren im Kanton Thurgau tätig ist. Selbst das Wahlergebnis der Kommission, die sich nach den Bewerbungsgesprächen jeweils kurz beriet, ist unkenntlich gemacht.

Das ergibt keinen Sinn; all diese Informationen wurden später auf einem offiziellen Dokument aufgeführt, das für die Öffentlichkeit bestimmt war.

Offenbar ging es beim grosszügigen Einfärben der Protokolle, quasi Fassadenmalerei, bewusst ums Verheimlichen.

Hilfe «bei diesen Linken»

An jenem Montag, 26. Februar, konfrontieren wir Peter Scheck in der E-Mail mit diesen Vorwürfen: merkwürdige Stellenvergabe, unrechtmässig geschwärzte Protokolle. Er reagiert, um diplomatisch zu bleiben, nicht gerade erfreut. Stellung dazu nimmt er nicht – bis heute nicht.

Doch intern, in der Justizkommission, jagt Peter Scheck E-Mails durch die Online-Ellipsen:

Wer hat die Protokolle herausgegeben? Wer hat das Amtsgeheimnis verletzt? Als Erstes trifft es seinen SVP-Kollegen Mariano Fioretti. In seiner Verzweiflung ruft dieser «bei diesen Linken» (Fioretti) auf der «az»-Redaktion an. Schliesslich habe er schon eine Anzeige am Hals, da könne er nicht noch eine gebrauchen. Wir fragen uns zwar, warum Fioretti selbst von Parteifreunden verdächtigt wird, können aber Entwarnung geben. Der SVP-Mann ist tatsächlich unschuldig.

Danach gerät der Grüne Roland Müller unter Beschuss. Er hatte sich in der Justizkommission als Einziger kritisch zu den Staatsanwälten geäussert. Seither scheint mehr oder weniger klar: Müller ist der Übeltäter. Doch wir können erneut entschärfen. Müllers Weste ist blütenweiss.

Per E-Mail reisst Scheck eine Strafanzeige an; er lässt darüber abstimmen, und die Justizkommission entscheidet sich mit 9:1 Stimmen dafür. Die offizielle Begründung lautet: Die Herausgabe der Protokolle, die «schützenswerte Geheimnisse» beinhalteten, habe «das Ansehen des Kantons als Arbeitgeber nachhaltig gestört und beeinträchtigt». Eine Strafuntersuchung gegen unbekannt soll «das Leck aufdecken».

Vor Kurzem beauftragte man einen externen Staatsanwalt mit der Untersuchung: Alberto Fabbri aus Basel-Stadt. «Ja», sagt er am Telefon, «ich habe die Anzeige übernommen.» Wir können uns also darauf gefasst machen, dass die «az» wohl als Zeugin vor Alberto Fabbri auftreten muss.

Wie Wasserfarbe zum Lackieren

Jetzt stellt sich die Frage, wer «das Ansehen des Kantons als Arbeitgeber beeinträchtigt» hat. Wer für Peter Schecks Wut, die Verzweiflung des Mariano Fioretti, die Verdächtigung von Roland Müller verantwortlich ist. Und wer die Strafuntersuchung verursacht hat, die den Kanton Schaffhausen wohl Tausende von Franken kosten wird.

Die Antwort heisst – Überraschung – Peter Scheck. Er hat sich absurderweise selbst angezeigt, ohne es zu merken. Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder Geldstrafe, das sieht das Strafgesetzbuch für Amtsgeheimnisverletzung vor.

In diese ungünstige Gesamtsituation geriet Scheck folgendermassen: Er liess uns die geschwärzten Protokolle elektronisch zukommen. Doch die Zensur stellte sich als ähnlich



effektiv heraus, wie wenn man Wasserfarbe zum Lackieren eines Autos verwendet. Mit zwei Klicks konnten wir die zensierten Stellen in eine Word-Datei herauskopieren.

Für die «az» hatte dieser technische Fehler, abgesehen von der Enthüllung der zweifelhaften Jobvergabe an die zwei Thurgauer Staatsanwälte, paradoxe Folgen: Wir mussten die Aufgabe der Kommission übernehmen – aber eben auf illegaler Ebene. Wir hielten uns jedoch an die Spielregeln. Nur öffentliche Informationen zu den Staatsanwälten wie Leistungsausweis, Parteizugehörigkeit, Ausbildung oder Wahlergebnis gaben wir preis. Umgekehrt hielten wir private Details zu Wohnform, Familie oder Hobbies, also tatsächlich «schützenswerte Geheimnisse», bewusst zurück.

Glück im Unglück hat allerdings Peter Scheck: Amtsgeheimnisverletzung kann nur vorsätzlich begangen werden. Das dürfte hierbei – wir wollen niemandem etwas unterstellen – eher nicht der Fall sein.

Überhaupt sollte der externe Staatsanwalt nun zurückgepfiffen werden. Das eingesparte Geld könnte man ja in einen Informatik-Crashkurs investieren.

Bisherige Preisträgerinnen und Preisträger

1981

Hugo Bütler, Peter Frey, Urs P. Gasche

1982

Caroline Ratz, Jonn Häberli, Wilfried Maurer,
Hans Moser, Edmund Ziegler

1983

Andreas Kohlschütter, Gisela Blau,
Gottlieb F. Höpli, Peter Meier

1984

Dieter Bachmann, Georg Gerster,
Anna-Christina Gabathuler

1985

Margrit Sprecher, Herbert Cerutti,
Arthur K. Vogel

1986

Markus Mäder, Verena Eggmann, Hans Caprez
Klaus Vieli, Benedikt Loderer

1987

Christian Speich, Jürg Frischknecht,
Martin Born

1988

Werner Catrina, Barbara Vonarburg,
Christoph Neidhart

1989

Beat Allenbach, Hansjörg Utz, Rolf Wespe
Alois Bischof, Niklaus Meienberg, Jürg Rohrer

1990

Ursula Binggeli, Colomba Feuerstein,
Urs Haldimann, Toni Lanzendörfer,
Josef Rennhard, Al Imfeld, Stefan Keller
Hedi Wyss, Hanspeter Bundi

1991

Peter Hufschmid, Christoph Keller,
Christina Karrer, Ernst Hunziker,
Guerino Mazzola, Isolde Schaad

1992

Hans Caprez, Christine Fivian-Isliker,
Erwin Koch, Patrik Landolt, Linus Reichlin,
Mix Weiss, Nadia Bindellam, Regula Heusser
(Swissair-Preis)

1993

Thomas Burla, Antonio Cortesi, Sepp Moser,
Kaspar Schnetzler, Walter Sturzenegger,
Barbara Suter, Edith Zweifel, Peter Pfrunder
(Swissair-Preis)

1994

Herbert Fischer, Peter Haffner, Stefan Keller,
Willi Wottreng, Brigitte Hürlimann (Swissair-
Preis), Giorgio von Arb (Swissair-Preis)

1995

Erwin Haas, Erwin Koch, Herbert Cerutti,
Regula Heusser-Markun, Richard Stoffel,
Martin Frischknecht (Swissair-Preis)

1996

Irène Dietschi, Lukas Lessing (Text),
Ute Mahler (Bild), Bernard Senn,
Ronald Sonderegger, Peer Teuwsen (Text),
Reto Klink (Bild), Peter Sidler (Text) (Swissair-
Preis), Daniel Schwartz (Bild) (Swissairpreis)

1997

Pia Horlacher, Thomas Meister, Bruno Ziauddin,
Finn Canonica (Swissair-Preis)

1998

Fredi Lerch, Christoph Keller,
Christoph Neidhart, Alfred Schlienger,
Peter Haffner (Swissair-Preis)

1999

Daniel Ganzfried, Brigitte Hürlimann,
Beat Kappeler, Bernhard Raos, Urs Rauber
Werner Lüdi (Swissair-Preis)

2000

Beat Kraushaar, Martin Meier, Irena Brezná,
Nicole Müller, Richard Reich, Miklós Gimes
(Swissair-Preis)

2001

Martin Beglinger, Alexej Djomin, Andri Bryner,
Lisbeth Herger, Rahel Stauber, Urs Rauber,
Oswald Iten (Swissair-Preis)

2002

Jürg Ramspeck (Gesamtwerk), Jürg Rohrer (Alltag/Kleine Form), Arthur Rutishauser, Patrik Landolt, Stephan Ramming, Anna Schindler, Georg Seesslen, Ursula von Arx, Peter Ackermann

2003

Margrit Sprecher (Gesamtwerk), Daniel Germann (Alltag/Kleine Form), Michael Marti, Bernhard Odehnal, Cornelia Kazis, René Staubli

2004

NZZ Auslandredaktion (Gesamtwerk), Daniele Muscionico (Alltag/Kleine Form), Bruno Vanoni, Andreas Schürer, Markus Schneider, Jean-Martin Büttner

2005

Manfred Papst (Alltag/Kleine Form), Thomas Angeli, Daniel Benz, Rico Czerwinski, Nico Renner, Meinrad Ballmer, Marco Zanchi

2006

Peter Baumgartner (Gesamtwerk), René Brunner (Alltag/Kleine Form), Peer Teuwsen, Karin Wenger, Christoph Scheuring, Hansi Voigt, Ursula Gabathuler

2007

Karl Lüönd (Gesamtwerk), Charlotte Jacquemart, Daniel Hug, Bruno Ziauddin, Christian Schmidt, Gabrielle Kleinert, Marcel Hänggi

2008

Rainer Stadler (Gesamtwerk), Constantin Seibt (Zeitung), Anja Jardine (Zeitschrift), Daniel Ryser (Nachwuchs)

2009

Bernard Imhasly (Gesamtwerk), Catherine Boss, Martin Stoll, Karl Wild (Zeitung), Roland Bingisser (Zeitschrift), Dinu Gautier (Nachwuchs)

2010

Balz Bruppacher (Gesamtwerk), Viktor Dammann (Zeitung), Mathias Ninck (Zeitschrift), Christian Kündig und Lukas Messmer (Nachwuchs)

2011

Michael Meier (Gesamtwerk), Dagmar Appelt, Katharina Baumann (Zeitung), Otto Hostettler, Dominique Strebel (Zeitschrift), Maurice Thiriet (Nachwuchs)

2012

Gion Mathias Cavelty (Zeitung), Daniel Ammann (Zeitschrift), Julia Hofer (Zeitschrift), Joel Bedetti (Nachwuchs)

2013

Köbi Gantenbein (Gesamtwerk), Rico Czerwinski, Iwan Städler, Susi Stühlinger

2014

Frank A. Meyer (Gesamtwerk), Simone Rau, Mark Dittli, Alex Baur

2015

Arnold Hottinger (Gesamtwerk), Andrea Jeska, Christian Brönnimann, Manuel Bühlmann, Oliver Wietlisbach

2016

Felix E. Müller (Gesamtwerk), Paula Scheidt, Markus Häfliger, Thomas Preusse, Daniel Puntas Bernet, Federico Franchini, Hannes Grassegger

2017

Rita Flubacher (Gesamtwerk), Anja Jardine, Claudia Senn, Daniel Ryser

2018

Peter Studer (Gesamtwerk), Barbara Klingbacher, Christian Keller, Oliver Zihlmann, Catherine Boss, Christian Brönnimann, Alexandre Haederli, Julie Jeannet, Marie Parvex, Mario Stäuble, Hannes von Wyl, William Stern

Dank für Unterstützung und Spenden

Wir danken der Druckerei Robert Hürlimann AG,
Zürich, für den Druck dieser Broschüre.

Folgende Firmen und Organisationen
(gestaffelt nach Höhe der Beiträge) haben die
Ausrichtung der diesjährigen Preisgelder
in verdankenswerter Weise ermöglicht:



JTI
Goldsponsor



Ikea
Sponsor Newcomer-Preis

Google
UBS
Tamedia
SIX
Ringier
Somedia
HTW Chur
Credit Suisse
Neue Zürcher Zeitung
Bank Vontobel
Lindt & Sprüngli
Hirzel.Neef.Schmid.Konsulenten
WOZ Die Wochenzeitung
Zürcher Kantonalbank
Hoffmann-La Roche
Novartis International AG
Verband SCHWEIZER MEDIEN
Zürcher Presseverein
Dr. Björn Johansson

Impressum

Herausgeberin

Stiftung Zürcher Journalistenpreis
Limmatwiesenstrasse 2A
8955 Oetwil an der Limmat
T 044 750 29 68
info@zh-journalistenpreis.ch
www.zh-journalistenpreis.ch

Bankverbindung

UBS AG
8098 Zürich
IBAN CH44 0023 0230 2082 4140 J

Redaktion

Rainer Stadler

Satz und Druck

Druckerei Robert Hürlimann AG, Zürich



Stiftung Zürcher Journalistenpreis
Limmatwiesenstrasse 2A
8955 Oetwil an der Limmat
T 044 750 29 68
info@zh-journalistenpreis.ch
www.zh-journalistenpreis.ch